

DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 €

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

Februar 2020

Editorial

VON ALEXANDER KRAUS

Anlässlich des 75. Jahrestages der Befreiung von Auschwitz und des Internationalen Gedenktages für die Opfer des Holocaust am 27. Januar lud die Stadt Wolfsburg in Kooperation mit dem *Internationalen Auschwitz Komitee* sowie dem *Kulturzentrum Hallenbad*, dem *Wolfsburger Verein Erinnerung und Zukunft* und dem *Verein zur Förderung der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim/Auschwitz* am 21. Januar 2020 zum Holocaust-Gedenktag in das *Kulturzentrum Hallenbad*. Auf der nunmehr zum vierten Mal erfolgten Veranstaltung fanden in diesem Jahr vermehrt auch die Stimmen der Jugend Gehör. Einige der Beiträge, die Aleksandar Nedelkovski von der Geschichtswerkstatt des IZS mitangestoßen oder begleitet hat, werden in dieser Ausgabe von *Das Archiv* dokumentiert beziehungsweise kurz vorgestellt. Dazu zählt zunächst die unter den Imperativ „Nicht Vergessen“ gestellte Rede Larissa Königs, einer Schülerin des Phoenix Gymnasiums, in der sie ihr Unverständnis und ihre Traurigkeit mit einer energischen Aufforderung zur Tat kombiniert. Die beiden Kulturfreiwilligen Johanna Speikamp und Tom Hartmann wiederum haben sich in einem fiktiven Dialog mit dem Thema auseinandergesetzt, welche Funktion das „Erinnern“ an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft für junge Menschen heute haben kann und welche Bedeutung Gedenkstätten dabei zukommt. Schülerinnen und Schüler der Eichendorffschule, die gemeinsam mit weit über hundert anderen jungen Menschen aus Wolfsburger Bildungseinrichtungen am Erinnerungsprojekt „Memoria“ des Regisseurs Eyal Lerner mitgewirkt haben, präsentierten eine abgewandelte Form ihres Beitrags. Aleksandar Nedelkovski stellt das Projekt als solches – eine musikalisch-theatrale Veranstaltung über die jüdische Kultur – vor.

Im Interview mit dem Münsteraner Historiker Fabian Köster stehen sodann kulturpolitische Emanzipationsprozesse in den Wirtschaftswunderjahren im Fokus – und dies nicht in den landauf, landab weithin bekannten Kulturmetropolen Hamburg, Berlin oder München, sondern in den jungen Industriestädten Gelsenkirchen und Wolfsburg. Steht er mit seinen Forschungen noch am Beginn seiner Dissertation, sieht das hinsichtlich Günter Hinken anders aus: Dieser hatte bereits im Jahr 2018 seine Promotion zum Thema *Integration durch Mitbestimmung* publiziert. Wir haben ihn für diese Ausgabe gebeten, den Untersuchungsrahmen auf Wolfsburg zu verkleinern und den Umgang mit Migrantinnen und Migranten bei der *Volkswagen AG* in den Blick zu nehmen. In seinem Beitrag zeigt er auf, wie stark „Partizipation und Einbindung wesentliche Kriterien für die Integration von Migranten sind“.



Abb 1: Im „Italienerdorf“ an der Berliner Brücke, Foto: Volkswagen Aktiengesellschaft

Migrantinnen und Migranten bei der Volkswagen AG in Wolfsburg

Integrationspotenziale der betrieblichen Mitbestimmung

VON GÜNTER HINKEN

Ein erkrankter Arbeiter, ein italienischer Priester, ein mutiger Jugendvertreter – haben die drei Personen auf den ersten Blick auch nichts gemeinsam, so eint sie, dass sie die Integration ausländischer Arbeitnehmer bei der *Volkswagen AG* in Wolfsburg in den letzten Jahrzehnten maßgeblich beeinflusst haben.* Dies gilt allerdings nicht allein für den Wolfsburger Automobilhersteller, lässt sich eine vergleichbar positive Entwicklung doch auch für andere Unternehmen nachzeichnen, weshalb die betriebliche Integration von Arbeitsmigrantinnen und -migranten, die zwischen den 1950er und 1970er Jahren aus den Mittelmeerländern von westdeutschen Unternehmen angeworben wurden, als Erfolgsgeschichte erzählt werden kann. Deshalb kann die Ursache dafür nicht nur im Verhalten einzelner Personen liegen. Normativer Ausgangspunkt für die Integration ausländischer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in die Anwerbeunternehmen war das im Jahr 1952 verabschiedete und 1972 reformierte Betriebsverfassungsgesetz (BetrVG), das die grundlegende Ordnung der Zusammenarbeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmerinnen und -nehmern im System der betrieblichen Mitbestimmung bestimmt und kaum

Unterscheidungen zwischen Deutschen und Ausländern aufweist. Im Gegensatz zum seit 2006 geltenden Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG), das die Diskriminierung von Menschen in allen gesellschaftlichen Bereichen verhindern soll, werden ausländische Beschäftigte im BetrVG nicht nur als Objekte einzelner Antidiskriminierungsmaßnahmen gefasst. Mit der uneingeschränkten Zubilligung des aktiven und passiven Wahlrechts zu den betrieblichen Gremienwahlen sind sie gleichberechtigte Mitglieder innerhalb des deutschen Mitbestimmungssystems¹ und damit Subjekte ihrer eigenen Interessen mit betriebssystemischer Relevanz. Nach der arbeits- und sozialrechtlichen Inklusion der seit 1955 angeworbenen Arbeitsmigrantinnen und -migranten in den deutschen Wohlfahrtsstaat, die ihnen garantierte Tariflöhne sowie langfristig gesicherte Aufenthaltstitel und Altersabsicherungen einbrachte, war ihr bedingungsloser Einbezug in das betriebliche Mitbestimmungssystem das letzte fehlende Rechtselement einer gleichberechtigten Teilhabe im Arbeitsleben – ein erheblicher Unterschied zu ihrer politischen Exklusion als Ausländer im gesellschaftspolitischen System der Bundesrepublik, wie

die staatliche Verweigerung ihrer Teilnahmemöglichkeit an allgemeinen Wahlen ausweist.

Innerhalb dieses Beitrags sind die betriebspolitischen Teilhabeformen von Arbeitsmigranten² in den letzten Jahrzehnten im Volkswagenwerk in Wolfsburg dokumentiert. Dort liegt, wie allgemein in der deutschen Automobilindustrie, eine Arbeitsplatzstruktur mit tariflich gut bezahlter und sozialversicherungsrechtlich abgesicherter Beschäftigung vor. Die Wirtschaftszweige eignen sich auch deshalb als Untersuchungsfeld, da sie mit ihrem hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrad und ihrer bis zum Anwerbestopp 1973 massenhaften Anwerbung ausländischer Beschäftigter gute Voraussetzungen für ‚good-practice‘-Beispiele einer gelungenen betrieblichen Integration von Arbeitsmigranten bietet.³

Fortsetzung auf Seite 2



Anwerbung von Migranten für das Volkswagenwerk

Fortsetzung von Seite 1 Die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte durch die Volkswagenwerk AG in Wolfsburg begann Anfang der 1960er Jahre. Im Zuge der gesamtwirtschaftlichen Prosperität der jungen Bundesrepublik stieg der Bedarf an Arbeitskräften rasant an, was dazu führte, dass auch das dortige Automobilunternehmen ab 1961 systematisch ausländische Arbeitnehmer anwarb. Bevorzugte Gruppe der Anwerbemigranten im VW-Stammwerk Wolfsburg waren Italiener.⁴ Zu Beginn wurden zeitweise in der Spitze pro Tag etwa 200 Italiener eingestellt,⁵ sodass Ende 1962 schon annähernd 5.000 ausländische Arbeitnehmer im Werk Beschäftigung gefunden hatten. Die meisten von ihnen wurden in den werkseigenen Unterkünften an der Berliner Brücke am Nordrand des Betriebes untergebracht, die in Form zweistöckiger Baracken aus Holz eilig gebaut worden waren. In ihnen sollten noch bis 1975 Arbeitsmigranten einquartiert werden. Im Oktober 1962 lebten circa 3.800 italienische Arbeiter in „Klein-Napoli“, wie die *Wolfsburger Nachrichten* titelten,⁶ das äußerst beengte und hygienisch problematische Verhältnisse aufwies und den Bewohnern kaum Privatsphäre bot. Unter diesen Umständen kam es am 4. November 1962 zu einem spontanen Streik der italienischen Arbeiter im Volkswagenwerk. Dieser „Italienerstreik“ entwickelte sich zu einem „Wohnheim-Aufstand“, dessen konkreter Anlass wohl ein erkrankter italienischer Arbeiter war.⁷ Nachfolgend organisierten die Italiener eine große Demonstration für eine Verbesserung der Arbeits- und Wohnheimverhältnisse. Die tagelangen Verhandlungen der Aufständischen mit dem VW-Betriebsrat wie auch dem VW-Vorstand zeitigten substanzielle Fortschritte: Das Wohnheim wurde nachfolgend mit einem Krankenzimmer ausgestattet und unter die Obhut zweier Ärzte gestellt. Außerdem erhielt die Unterkunft an der Berliner Brücke eine Infrastruktur mit Aufenthaltsräumen, einer Bank sowie Freizeitmöglichkeiten, die es den Arbeitsmigranten ermöglichte, innerhalb ihrer italienischen Sprache und Lebensgewohnheiten zu verbleiben. Hinzu kam eine personelle Betreuung der Wohnheimbewohner, wurde doch in Italien ein Priester namens Don Parente rekrutiert, der fortan ein Freizeitprogramm für die alleinstehenden Männer organisierte. Im Nachgang des Aufstandes setzten Geschäftsleitung und Betriebsrat des Volkswagen-Stammwerkes zwei betriebspolitische Zeichen: Einerseits wurden vom Unternehmen die „Rädelführer“ des Streiks aus dem Betrieb entlassen, weil sie angeblich kommunistisch beeinflusst gewesen seien.⁸ Andererseits gaben sie bei der nachfolgenden Betriebsratswahl 1965 mit Lorenzo Annese erstmals einem ausländischen Beschäftigten die Möglichkeit, zum Betriebsrat gewählt zu werden. Mit dieser bis 1972 zustimmungspflichtigen Maßnahme sollten die Interessen der italienischen Arbeitnehmer besser kanalisiert werden – allerdings mit der Einschränkung, dass der neue Betriebsrat für die Arbeitsmigranten eine ausschließlich betreuende, jedoch nicht mitbestimmungsrechtliche Funktion wahrnehmen sollte.⁹ Trotz der einschränkenden Installation einer Doppelstruktur der Betriebsratsarbeit bewirkte der dargestellte Konflikt eine politische Interaktion zwischen einheimischen und ausländischen Akteuren, die zu integrationspolitisch wirksamen Veränderungen führte.



Abb 2: Unterkunft Berliner Brücke im Bau Februar 1962, Foto: Volkswagen Aktiengesellschaft



Abb 3: Luftaufnahme Unterkünfte Berliner Brücke 1963, Foto: Volkswagen Aktiengesellschaft

Das Unternehmen als Politikarena – auch für Migranten

Mit der Zubilligung eines Betriebsrates konnte die vorwiegend italienisch geprägte ausländische Belegschaftsgruppe ihre Teilhabemöglichkeiten erheblich verbessern. Doch die Wahlrechtsänderungen im BetrVG gaben ihnen ab 1972 eigenständige Gestaltungsmöglichkeiten bei den betrieblichen Wahlen für Aufsichtsrat, Betriebsrat und gewerkschaftlichen Vertrauenskörper. Und schon bei der ersten Gelegenheit nutzten italienische Beschäftigte die Möglichkeit, mit einer eigenständigen Liste bei den Betriebsratswahlen 1972 anzutreten. Sie erhielten dabei maßgebliche Unterstützung durch den italienischen Priester Don Parente. Die zur *IG Metall* und ihren italienischen Funktionären in Konkurrenz stehende Liste *Tricolore* drohte die ausländische Belegschaft zu spalten und war damit nicht nur eine Bedrohung für den *IG-Metall*-dominierten Betriebsrat, sondern insbesondere auch für die bisherigen Sprecher der italienischen Beschäftigten. Durch einschüchternde Gespräche mit Vertretern der *Tricolore*-Liste sowie belastende Korruptionsvor-

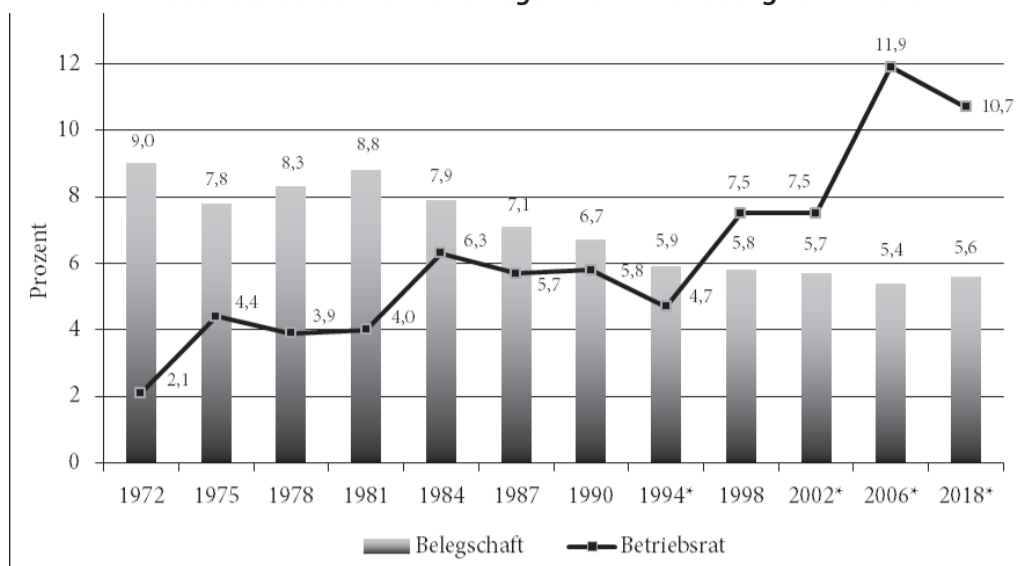
würfe gegenüber dem eigentlichen Initiator der Liste, dem italienischen Priester, gelang es, ihn zum ‚Weggang‘ aus Wolfsburg zu bewegen und den Wahlerfolg der italienischen Konkurrenzliste zu minimieren. So konnte der Konflikt vorwiegend durch die italienische Community selbst gelöst und so auch eine weitere Diversifizierung oder gar Spaltung der (ausländischen) Belegschaft im Volkswagenwerk in Wolfsburg verhindert werden – obwohl ein möglicher Erfolg der italienischen Konkurrenzliste wahrscheinlich zu mehr ausländischen Betriebsräten geführt hätte. Gerade die Umstände um das konkurrierende Wirken des italienischen Priesters und seiner betriebspolitischen Liste *Tricolore* zeigten eine gegenüber dem Wohnheim-Konflikt modifizierte politische Taktik des Betriebsrates beziehungsweise der örtlichen *IG Metall*: Mit Unterstützung eines erheblichen Teils der ausländischen Beschäftigtengruppe konfrontierte man die italienische Konkurrenzliste mit einem Alleinvertretungsanspruch, der kompromisslos durchgesetzt wurde. Zudem erbrachte ihnen das einvernehmliche Vorgehen mit der *IG Metall* noch den zusätzlichen Verhandlungsgewinn,

die *Tricolore*-Forderung nach mehr italienischen Betriebsräten umzusetzen. Nach den Ereignissen bei den Wahlen von 1972 billigte die *IG Metall* den Italienern im Betrieb bei der nächsten Betriebsratswahl 1975 einen weiteren sicheren Platz auf ihrer Wahlliste zu. Die seit diesem Zeitpunkt zwei italienischen Betriebsräte hatten aber weiterhin ausschließlich betreuende Funktionen und waren so in ihrer Entscheidungsgewalt von den deutschen Betriebsräten abhängig.

Die Gesetzesreform eröffnete den Arbeitsmigranten im Unternehmen zusätzliche Wege, Entscheidungsmacht zu erhalten und sukzessive Teil von Entscheidungsnetzwerken zu werden, um Handlungsoptionen für eine betriebliche Aufwärtsmobilität in Form von Facharbeiterpositionen und Karriereemöglichkeiten zu gewinnen. Voraussetzung dafür war die aktive Nutzung der Mitbestimmungsmöglichkeiten durch die Arbeitsmigranten, wie sie in der Dokumentation der Mandatsgewinne ausländischer Beschäftigter bei Betriebsratswahlen im Wolfsburger Volkswagenwerk im Vergleich mit ihrem betrieblichen Beschäftigtenanteil zum Ausdruck kommt (siehe dazu die Abbildung auf der folgenden Seite).

Auch in den folgenden Jahren wurde die Forderung nach mehr ausländischen Betriebsräten wiederkehrend erhoben, nicht zuletzt, weil die Gruppe der migrantischen Arbeitnehmer aufgrund des Ausländeranteils in der Belegschaft rein rechnerisch bis zu sechs ausländische Betriebsräte hätte beanspruchen können.¹⁰ Auch wenn diese Anzahl lange nicht erreicht werden konnte, lässt sich hinsichtlich des Ausländeranteils im Wolfsburger VW-Betriebsrat ein sukzessiver Anstieg beobachten, der etwa im Zehnjahresrhythmus eine jeweils höhere Niveaustufe erreichte und nach der Betriebsratswahl 2006 besonders stark war. Dies ist umso bemerkenswerter, als die aufgezeigte Datenrelation nicht nur einen durchschnittlich ansteigenden Betriebsratsanteil von ausländischen Beschäftigten zeigt, sondern zudem innerhalb der gegenläufigen Tendenz von fallenden Ausländeranteilen in der Belegschaft stattfindet: Die anfängliche Unterrepräsentanz der Arbeitsmigranten im Betriebsrat entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einer Überrepräsentanz, die bis heute anhält und deren Ursache in einem Prozess des institutionellen Lernens der ausländischen Arbeitnehmer zu finden ist, der nachfolgend weiter erläutert wird. In den 1980er Jahren gab es zwischenzeitlich drei italienische Mandatsträger, deren Zahl sich im Laufe der 1990er Jahre durchsetzen konnte. Durch die jüngste Reform des BetrVG 2001 erfolgte dann eine erhebliche Aufstockung der Gesamtzahl der Betriebsratsmandate. Mit dieser automatischen Erhöhung der Gesamtmandatszahl ging bei der Betriebsratswahl 2002 auch ein Anstieg der gewählten ausländischen Betriebsräte auf fünf Personen einher, sodass der Prozentwert für die Repräsentanz von Arbeitsmigranten im Betriebsrat auf hohem Niveau gleich blieb. Seit der Betriebsratswahl 2006 stieg der entsprechende Wert dann noch einmal erheblich an, wie die Ergebnisse auch der bislang letzten Betriebsratswahl 2018 zeigen. Nach diesen jüngsten Wahlen wurden zudem drei italienische Betriebsräte in den acht Mitglieder zählenden Betriebsausschuss des VW-Betriebsrates in Wolfsburg gewählt. Für das oberste Exekutivorgan der Mitarbeitervertretung dieses großen Unternehmens ist dies ein äußerst bemerkenswerter Partizipationsanteil.

Repräsentanz von Ausländern („Arbeiter“)* in der Belegschaft und im Betriebsrat bei der Volkswagen AG in Wolfsburg 1972-2018



*Einheitliche Betriebsratswahlen ohne Unterscheidung „Arbeiter“ und „Angestellte“
Quelle: Gesamtbetriebsrat Volkswagen AG; eigene Berechnungen

Betriebliche Konflikte als Integrationsmotoren

Die Entstehung erster ausländischer Vertretungsstrukturen in Gewerkschaft und Betriebsrat – hier dargestellt als Verhandlungsergebnisse im Zuge der Konflikte um die Zustände in den Ausländerunterkünften an der Berliner Brücke 1962 sowie um die Aufstellung der eigenständigen italienischen Wahlliste *Tricolore* im Jahr 1972 – zeigen, dass solche politischen Emanzipationsakte zum einen häufig Ergebnis von Interessenkonflikten und Auseinandersetzungen sind. Zum anderen ergibt sich aus Interviews mit beteiligten Betriebsräten, dass die Zunahme ausländischer Betriebsräte im VW-Stammwerk in direkter oder indirekter Abhängigkeit von Verhandlungen um sichere Proporzplätze auf der *IG-Metall*-Liste zurückgeht, häufig auch in Anschluss an Konflikte.

Mit dem Ausscheiden des ersten italienischen Betriebsrates Annese aus dem Arbeitsleben veränderte sich Anfang der 1990er Jahre auch der Modus der ausländischen Interessenvertretung: Die Doppelstruktur der Betriebsratsarbeit, innerhalb der die italienischen Betriebsräte gemäß BetrVG nur wenig Mitbestimmungsverantwortung ausübten, wurde nach einer vereinbarten Erprobungsphase ab der Betriebsratswahl 1994 abgeschafft: Ausländische Betriebsräte bieten nicht mehr nur bei Fragen, die die ausländischen Belegschaftsmitglieder betrafen, sondern sie entschieden von nun an auch über Neuausschreibungen, Stellenbesetzungen oder Arbeitsplatzveränderungen in ihren zugewiesenen Betriebsbereichen, somit in Angelegenheiten, die alle Beschäftigten in ihren jeweiligen Arbeitsbereichen betrafen. Und auch auf gewerkschaftlicher Ebene vertraten jetzt Vertrauensleute mit Migrationshintergrund alle Beschäftigten einer Arbeitseinheit, selbst wenn die nationalitätenspezifische Vertretungsstruktur des betrieblichen Vertrauenskörpers zusätzlich inoffiziell beibehalten wurde. Konkreter Anlass für die Aufhebung der Doppelstruktur war die Verrentung Anneses. Doch die strukturgebende Ursache der Veränderung lag in einem anderen Grund: Seit den 1980er Jahren drängten Beschäftigte in die betrieblichen Gremien, die als Nachkommen von Anwerbemigranten eine Fachausbildung bei der Volkswagen AG absolviert hatten und zudem nun auch sprachlich die notwendige Kompetenz aufwiesen, die für eine vollwertige Betriebsratsarbeit notwendig ist. Die berufsfachlichen Kompetenzen erwarben sie sich unter anderem in Ausbildungsgängen des VW-Konzerns, in die Jugendliche aus Einwanderergruppen verstärkt ab Ende der 1980er

Jahre Eingang fanden. Wesentlicher Auslöser für die nachfolgend repräsentative Berücksichtigung ausländischer Jugendlicher in den gewerblich-technischen Ausbildungsgängen bei der Volkswagen AG in Wolfsburg war eine Veränderung der Entscheidungsprozesse bei der Kandidatenauswahl: Durch die Neuwahl des Vorsitzes der *Jugend- und Auszubildendenvertretung* (JAV) des Betriebes mit einem italienischen Arbeitnehmer Mitte der 1980er Jahre veränderte sich die Zusammensetzung des für die Auszubildendenauswahl zuständigen Bildungsausschusses. Durch Infragestellung des tradierten, ausländische Bewerber oft ignorierenden Rekrutierungsmechanismus sensibilisierte der neue JAV-Vorsitzende Gerardo Scarpino die weiteren Ausschussmitglieder aus Betriebsrat und Geschäftsleitung und dies mit der Folge, dass es eine „weiche Quote“ von circa zwanzig bis dreißig ausländischen Auszubildenden pro Jahrgang geben sollte.¹¹ Zudem wurde innerhalb der Arbeitnehmervertretung vereinbart, dass immer auch ein ausländischer Betriebsrat reguläres Mitglied des Bildungsausschusses sein sollte, was zur Entwicklung einer repräsentativen Berücksichtigung ausländischer Jugendlicher als VW-Auszubildende führte. Die zunehmende Fachausbildung und Qualifikation ausländischer Beschäftigter im Wolfsburger Volkswagenwerk sorgte dafür, dass mehr fachkompetente Gewerkschaftsmitglieder ausländischer Herkunft in die Mitarbeitervertretung gewählt wurden, die auf die Beendigung der seit 1965 existierenden Doppelstruktur der Betriebsratsarbeit drängten. Allerdings gibt es dadurch auch keine sicheren Proporzplätze mehr für ausländische Kandidatinnen und Kandidaten: Bei den Wahlen der Vertrauensleute und zur Festlegung der Listenplätze für die Betriebsratswahlen müssen sich die Kandidaten mit Migrationshintergrund nunmehr der Konkurrenz von Bewerbern ohne Migrationshintergrund stellen.

Gemäß der aufgezeigten Entwicklung lassen sich in Bezug auf die betriebspolitische Integration der Arbeitsmigranten Kategorien darstellen, die durch das Zusammenspiel von Konfliktanlässen, nachfolgenden Verhandlungen und darin vereinbarten Ausgleichsergebnissen verschiedene prozessuale Partizipationsphasen typisieren, wie die Tabelle auf dieser Seite zeigt.

Betriebliche Integrationsmechanismen – gesellschaftliche Übertragungsmöglichkeiten?

Die vorangegangenen Betrachtungen zur betrieblichen Integration von Ar-

Dreistufiges Partizipationsmodell der italienischen Belegschaftsmitglieder bei der Volkswagen AG in Wolfsburg: einheitsgewerkschaftlich-konsensual

	Ankunfts-jahre (1960er Jahre)	Angleichungsjahre (1970er/1980er Jahre)	Emanzipationsjahre (seit den 1990er Jahren)
1. (Direkte) Konfliktanlässe	„Wohnheim-Aufstand“ 1962	· Ital. Konkurrenzliste <i>Tricolore</i> 1972 · Wohnverhältnisse im Wolfsburger Stadtteil Kästorf	· Abgang des ersten ital. Betriebsrates Annese 1992 · Kompetenz nachrückender ital. Betriebsräte
2. (Konsensorientierte) Aushandlungsprozesse	„Tagelange Verhandlungen“	Inneritalienische und gewerkschaftliche Verhandlungen	Vereinbarte Erprobungszeit bis zur nächsten Betriebsratswahl 1994
3. Ausgleichsergebnisse	· Verbesserung der Infrastruktur · Entlassung der „Rädelsführer“ · 1965: Erster ital. Betriebsrat mit eingeschränkten Befugnissen (Doppelstruktur)	· Keine ital. Konkurrenzliste · Feste Proporzplätze bei der <i>IG Metall</i> · Steigende Betriebsratsmandate der ital. Beschäftigtengruppe	· Gleichberechtigte Stellung ital. Betriebsräte · Aufhebung der Doppelstruktur der Betriebsratsarbeit

beitsmigranten bei der Volkswagen AG in Wolfsburg gehen von einem einheitsgewerkschaftlich-konsensualen Partizipationsmodell aus, das sich nach der Entstehung einer großen Belegschaftsgruppe von Migranten im Werk infolge der systematischen Anwerbepolitik des Unternehmens durch konfliktbezogene Aushandlungsprozesse sukzessive etabliert hat.¹² Gerade die konstruktive Eigenorganisationsfähigkeit der italienischen Arbeitnehmer, wie sie sich exemplarisch durch das Schicksal beziehungsweise Verhalten der eingangs erwähnten drei Personen mikropolitisch entwickelte, zwang die bis dahin autochthon ausgerichtete Gewerkschafts- und Belegschaftsvertretung bei der Volkswagen AG dazu, eine politische Strategie zu wählen, die von Konfliktfall zu Konfliktfall stärker auf den politischen Ausgleich zwischen den Belegschaftsgruppen mit und ohne Migrationshintergrund setzte. Dies äußert sich nicht nur in einer beachtlichen Repräsentanz der Arbeitsmigranten und ihrer Nachkommen in verschiedenen betriebspolitischen Mitbestimmungsgremien, sondern auch in daraus resultierenden Netzwerkstrukturen mit Entscheidungen, die die strukturelle Position von Arbeitnehmern mit Migrationshintergrund im Betrieb verbessern und die Quote von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im gewerblich-technischen Ausbildungsbereich stark erhöhte, sodass sie in repräsentativer Anzahl in Facharbeiterpositionen vertreten sind. Allerdings haben sie trotz verbesserter Schulabschlüsse und Qualifikationen geringere Chancen, in den kaufmännischen Ausbildungsbereich zu gelangen, weil das dort geltende Auswahlssystem eher auf tradierte Rekrutierungsmechanismen setzt, die Jugendlichen ohne Migrationshintergrund bessere Chancen bietet.¹³

Grundsätzlich scheint der institutionelle Ansatz einer rechtlichen Einbeziehung von Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten in das betriebliche Mitbestimmungs- und Entscheidungssystem nachkorrigierenden Regelungen

wie den Betriebsvereinbarungen gegen Diskriminierung am Arbeitsplatz, dem AGG oder auch einer auf Belegschafts-„diversity“ ausgerichteten Unternehmensphilosophie weit überlegen, gegen die sich Entscheiderinnen und Entscheider in Unternehmen in vielfältiger Weise immunisieren können. Denn Einwanderer sind in einer ausdifferenzierten Aufnahmegesellschaft zunächst Außenseiter, wie das wiederkehrende Aufkommen ausländerfeindlicher Vorgänge auch im Unternehmensumfeld immer wieder zeigt.

In Anbetracht der aktuellen Einwanderungssituation in Deutschland ist die nachgewiesene Erkenntnis wichtig, dass Partizipation und Einbindung wesentliche Kriterien für die Integration von Migrantinnen und Migranten sind – ob bei ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern in festen Arbeitsverhältnissen oder bei Geflüchteten, die als (noch) nicht-erkannte Einwandererinnen und Einwanderer in Wohnheimen leben. Wie innerhalb des Beitrags dargelegt, können dabei auch (betriebspolitische) Konflikte produktiv sein und zu konstruktiven Einigungs- und Integrationsprozessen führen – ein Zusammenhang, der jüngst auch in anderen Forschungszusammenhängen aufgezeigt wurde.¹⁴ Analog zu den betrieblich wirksamen Mechanismen könnte eine proaktive Wahrnehmung von Partizipationsmöglichkeiten zu einer gesellschaftlichen Entwicklung führen, bei der Migrantinnen und Migranten und ihre Nachkommen häufiger Inklusionspartizipanten als Problemadressaten politischer Diskussionen wären, wie man sie leider häufig beim Einwanderungsdiskurs in Deutschland erlebt.

Dr. Günter Hinken (Kontakt: g.hinken@web.de) ist Migrationsforscher sowie Studienleiter in der Erwachsenenbildung; er veröffentlichte zahlreiche Beiträge zur Integrations- und Weiterbildungsforschung. Im Dezember 2018 erschien seine Dissertation „Integration durch Mitbestimmung. Fortsetzung auf Seite 4



Abb. 4: Demonstration der IG Metall 1985, Foto: Klaus Römer

Fortsetzung auf Seite 3 Das Beispiel der deutschen Automobilindustrie“ im LIT-Verlag. In seinem Buch analysiert er betriebliche Strukturen in Deutschland und belegt ihre Potenziale für die Integration von Migranten und Migratinnen, die auch in außerbetrieblichen Zusammenhängen nutzbar gemacht werden sollten.

* Der Beitrag basiert auf der Dissertationsschrift des Verfassers: Günter Hinken, Integration durch Mitbestimmung. Das Beispiel der deutschen Automobilindustrie. Berlin 2018.

1 In der 1. Fassung des BetrVG von 1952 billigte der Gesetzgeber den ausländischen Arbeitnehmern schon das aktive, mit der Reform im Jahr 1972 auch das passive Wahlrecht zu den Betriebsratswahlen zu.

2 Bis weit in die 1980er Jahre beschäftigte die Volkswagen AG in Wolfsburg in den Produktionsbereichen keine Frauen, was auch für die Anwerbung von ausländischen Arbeitskräften galt (vgl. Gespräch mit einer Gruppe italienischer Angestellter des VW-Personalwesens am 24. August 2000). Deshalb haben wesentliche Teile der Untersuchung in historischer Perspektive den Typus des „männlichen Industriearbeiters“ im Fokus, der in der Anwerbephase gerade von Unternehmen in der Automobilindustrie vorwiegend nachgefragt wurde. Aus diesem Grund werden nachfolgend zumeist männliche Personenzeichnungen verwendet.

3 In der oben genannten Dissertationsschrift werden die Untersuchungsergebnisse aus dem Volkswagenwerk Wolfsburg mit den entsprechenden Entwicklungen im Ford-Werk in Köln-Niehl verglichen. Für die Forschungen wurden zwischen 2000 und 2008 zwei betriebliche Fallstudien in beiden Unternehmen durchgeführt. Das umfangreiche Datenmaterial umfasst betriebliche Statistiken und eine Vielzahl an Interviews, die mit betrieblichen Akteursgruppen deutscher wie ausländischer Herkunft geführt wurden (darunter die Hauptanwerbegruppen italienischer Abstammung bei der Volkswagen AG in Wolfsburg und türkischer Herkunft bei der Fordwerke GmbH in Köln). Für die Interviews bei der Volkswagen AG wurden Beschäftigte aus einem Produktionsbereich (Halle 10, „Sitzfertigung/Polstererei“) und einem Facharbeitsbereich („Forschung und Entwicklung“) ausgewählt. Neben den betrieblichen Bereichen berücksichtigt die Untersuchung auch Befragungen im italienischen Kulturzentrum *Centro Italiano* in Wolfsburg. Für das hier behandelte Problem der betrieblichen Integration von Arbeitsmigranten wurde die von Mayntz/Scharpf 1995 entwickelte Bearbeitungsmethode des „akteurzentrierten Institutionalismus“ angewandt, um das Zusammenspiel von gesetzlichen Institutionen wie dem BetrVG und den betrieblichen Akteurskonstellationen bei der Steuerung unternehmerischer Prozesse zu beschreiben. Auf der Grundlage dieses Forschungsansatzes konnten mikropolitische Kommunikations- und Entscheidungsoptionen der Unternehmensakteure analysiert werden, die in dem korporatistisch durchdrungenen Unternehmensfeld als interessengeleitete Einflussgruppen die Rollen als Geschäftsleitung, Belegschaftsgruppen mit ihrer Arbeitnehmervertretung, Gewerkschaften oder Unternehmensverband einnehmen.

4 Anne von Oswald, „Volkswagen, Wolfsburg und die italienischen ‚Gastarbeiter‘ 1962–1975. Die gegenseitige Verankerung des Provisoriums“, in: Archiv für Sozialgeschichte, Jg. 42 (2002), S. 55–79, hier S. 56f.

5 Diese und nachfolgende Informationen über die ersten Einstellungs- und Versorgungsbedingungen italienischer Anwerbemigration bei VW in Wolfsburg aus Gesprächen mit einer

Gruppe italienischer Angestellter des VW-Personalwesens am 24. August 2000 sowie mit den seit 1961 bei VW beschäftigten und später in der Mitarbeitervertretung aktiven Arbeitsmigranten Lorenzo Annese (Interview vom 19. August 2000) sowie Rocco Artale (Interview vom 21. August 2000).

6 Eberhard Rohde, „3800 Italiener wohnen im Wolfsburger ‚Klein-Napoli‘“, in: Wolfsburger Nachrichten vom 27./28. Oktober 1962, Sonderseite.

7 Zu den Ursachen des „Italienerstreiks“ beziehungsweise des „Wohnheim-Aufstandes“ gibt es in der geschichtswissenschaftlichen Forschung unterschiedliche Bewertungen. Hinweise auf die Forschungslage bieten Manfred Grieger, „Zuwanderung und junge Industriestadt. Wolfsburg und die Migranten seit 1938“, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 81 (2009), S. 177–210, hier S. 200; Hedwig Richter/Ralf Richter, „Zum Streik der italienischen Arbeitsmigranten im Volkswagenwerk Wolfsburg 1962“, in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Jg. 7 (2008), H. 1, S. 72–88, hier S. 72 und von Oswald, Volkswagen, Wolfsburg und die italienischen „Gastarbeiter“ (wie Anm. 4), S. 71f. Für den in diesem Beitrag verfolgten Ansatz sind jedoch nicht die detaillierten Umstände, sondern die Existenz des Konfliktes an sich von entscheidender Bedeutung.

8 So der seinerzeit anwesende italienische Anwerbemigrant und spätere IG Metall-Gewerkschaftssekretär sowie SPD-Stadtrat Rocco Artale in einem mit dem Verfasser geführten Interview vom 21. August 2000.

9 So Lorenzo Annese in einem mit dem Verfasser geführten Interview vom 19. August 2000.

10 In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, dass im Verlauf der 1970er Jahre auch die tunesischen Gewerkschaftsangehörigen einen Anspruch auf ein Betriebsratsmandat für ihre mit zwischenzeitlich etwa 1.000 Personen recht große ethnische Belegschaftsgruppe artikulierten, diesen jedoch nicht durchsetzen konnten (vgl. Interview mit dem italienischen Betriebsrat Gerardo Scarpino vom 23. August 2000).

11 Dies entsprach einem Anteil von ein bis zwei Prozent in der damaligen gewerblich-technischen Ausbildung der Volkswagen AG in Wolfsburg (vgl. das Interview mit Gerardo Scarpino vom 23. August 2000). Nach Auskunft Scarpinos gab es bis Anfang der 1980er Jahre nur vereinzelte Auszubildende ausländischer Herkunft. Seit den 1990er-Jahren wuchs ihr Anteil stark an und mündete in eine überrepräsentative Vertretung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im entsprechenden Auszubildendenbereich des Betriebes (vgl. Daten der VW-Coaching GmbH).

12 Demgegenüber ist bei der Fordwerke GmbH in Köln ein pluralistisch-kompetitives Partizipationsmodell prägend, innerhalb dessen die hauptsächlich türkischstämmigen ausländischen Beschäftigten ebenfalls Erfolge bei der betrieblichen Integration im Unternehmen erreichten. Aber im Gegensatz zum konsensualen Vorgehen bei der Volkswagen AG in Wolfsburg hat sich bei den betrieblichen Wahlen im Kölner Ford-Werk seit 1972 ein politischer Wettbewerb gebildet, in dem eine Vielzahl an türkischen Listen der IG Metall Konkurrenz macht, obwohl die meisten Angehörigen der türkischen Listen Mitglieder der IG Metall sind. Siehe dazu das Fortkapitel im Buch des Verfassers Hinken, Integration durch Mitbestimmung (s.o.).

13 So ein ehemaliger Leiter der Personalabteilung „Produktionseinstellung“ in einem mit dem Verfasser geführten Interview vom 14. Dezember 2000.

14 Aladin El-Mafaalani, Das Integrationsparadox – warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Köln 2018.



Memoria-Proben

Memoria

Wenn Jugendliche Täter spielen

VON ALEKSANDAR NEDELKOVSKI

Am 9. Oktober 2019 erschoss der Rechts-extremist Stephan B. in Halle an der Saale zwei Menschen, Jana L. und Kevin S. Beide wurden willkürlich ermordet. Der Täter hatte zuvor versucht in die Synagoge in Halle einzudringen, doch die verschlossene Tür hielt stand. Sie rettete 51 Menschen das Leben, die dort an Jom Kippur, dem heiligsten Tag des jüdischen Jahres, zusammengekommen waren. Stephan B.s Tat war antisemitisch motiviert. Das Bundeskriminalamt verzeichnete im Jahr 2018 exakt 1.603 antisemitische Straffälle, davon 49 Gewalttaten. Das sind 191 mehr Fälle als im Jahr 2017¹ – Tendenz steigend. Laut einer Studie des Jüdischen Weltkongresses denkt jeder vierte Deutsche antisemitisch. Antisemitismus ist jedoch kein lokales oder allein deutsches, sondern ein globales Problem. Vorurteile, Stereotype, Verschwörungstheorien und der Hass auf Juden sind nicht plötzlich wieder da, sie waren nie verschwunden.

Das Erinnerungsprojekt *Memoria* des Regisseurs Eyal Lerner setzt dem grassierenden Antisemitismus durch Kunst und Kultur etwas entgegen. Es klärt auf, vermittelt. Das Stück, an dem 160 Wolfsburger Schülerinnen und Schüler mitwirkten, möchte der Theaterpädagogin Judith Jungk zufolge die jungen Menschen dazu auffordern, „sich im Rahmen dieses Projektes mit historischen Themen, der jüdischen Kultur, der damit verbundenen deutschen Vergangenheit sowie Gegenwart und ihrer eigenen persönlichen Verantwortung auseinanderzusetzen.“² Aktive Erinnerungsarbeit, die durch künstlerische Ausdrucksformen (Schauspiel, Musik und multimedialer Installationen) geleistet wird. Die Schülerinnen und Schüler traten als Musiker auf oder verkörperten auf der Bühne Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. In einer dramaturgischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus war es unvermeidbar, dass Schülerinnen und Schüler auch die Rolle der Täterinnen und Täter übernehmen mussten. Neben der Überwindung, die es kostete, sich auf einer Bühne zu exponieren und ohne jegliche Bühnenerfahrung aus sich herauszugehen, spielten die Schülerinnen und Schüler noch dazu Nazis, brüllten „Juden raus!“ und skandierten Verbote, die den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern ein Leben in Deutschland unmöglich gemacht haben.

Aber was löst das in den Jugendlichen aus, welche Reaktionen ruft das hervor? In den Proben war es ihnen merklich anzusehen, wie unangenehm sie die Situation empfanden. „Wir fühlen uns nicht gut

dabei“, war die einstimmige Antwort auf die Frage nach der emotionalen Befindlichkeit der Schülerinnen und Schüler. In der Auseinandersetzung mit der schrittweisen Entrechtung bis hin zur Vernichtung der deutschen und europäischen Juden fragte ein Jugendlicher, „warum [...] die Menschen das zugelassen“ haben? Der im Verlauf der Proben einsetzende Bewusstwerdungsprozess ist bemerkenswert. Der Sozialpsychologe Harald Welzer geht in seiner Studie *Täter* der Frage nach, „wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden“ konnten.³ Welche Mechanismen ineinander greifen mussten, damit zuvor unbescholtene Menschen zu Tätern wurden, lässt sich an eben diesen Rollen festmachen. Unwohlsein und Unbehagen lösten sich nach und nach auf; an ihre Stelle trat Gewöhnung. Eine Schülerin beschreibt es wie folgt: „Es war komisch, weil man es ja nicht ernst meint. Es war sehr unangenehm, aber man hat sich mehr daran gewöhnt und sich getraut lauter zu schreien.“ Auf eben diese Gefahr des sich Gewöhnens wies der Auschwitz-Überlebende Marian Turski in seiner Rede zum 75-jährigen Jahrestag der Befreiung von Auschwitz eindrücklich hin:

„Vorsicht, Vorsicht, wir beginnen uns an den Gedanken zu gewöhnen, dass man jemanden ausschließen, jemanden stigmatisieren, jemanden entfremden kann. Und so beginnen die Menschen langsam, stufenweise, einen Tag nach dem anderen, damit vertraut zu werden – sowohl die Opfer, als auch die Täter und die Zeugen, jene, die wir als Bystanders bezeichnen, beginnen sich an den Gedanken und die Idee zu gewöhnen, dass diese Minderheit [...] anders ist, dass sie aus der Gesellschaft ausgestoßen werden kann, dass es fremde Menschen sind, dass es Menschen sind, die Krankheitserreger, Epidemien verbreiten. Das ist schon schrecklich, gefährlich. Das ist der Anfang von dem,“⁴ was folgte und wieder folgen kann.

1 Siehe dazu die Seiten des Bundeskriminalamts, online abrufbar unter https://www.bka.de/DE/UnsereAufgaben/Deliktsbereiche/PMK/PMK-rechts/PMKrechts_node.html [5.2.2020].

2 „Memoria“, online abrufbar unter <https://theater.wolfsburg.de/programm/programminfo/p/vs/29-01-2020-memoria-11h00/> [6.2.2020].

3 Harald Welzer, *Täter*. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden. Frankfurt am Main 2007 [2005].

4 Die Rede von Marian Turski bei der Gedenkveranstaltung am 27. Januar 2020 in Auschwitz: „Seid nicht gleichgültig, wenn irgendeine Minderheit diskriminiert wird“, online abrufbar unter <https://www.auschwitz.info/de/gedenken/gedenken-2020-75-jahre-befreiung/2020-01-27-marian-turski-das-elfte-gebot.html> [11.2.2020].



Abb. 1: Einweihung der Städtischen Bühnen am 15. Dezember 1959, Presseamt der Stadt Gelsenkirchen, Foto: Ernst Knorr; ISG, FS I 12699

Alexander Kraus: In deinem Dissertationsprojekt, für das du seit Oktober 2019 eine Förderung durch das *Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte* (IBRG) erhältst, erforscht du die kommunale Kulturpolitik in den westdeutschen Industriestädten Wolfsburg und Gelsenkirchen in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik. Beiden Untersuchungsobjekten ist gemein, dass sie sich spätestens ab den 1950er Jahren aktiv um neue Stadtimages bemühten, nicht mehr allein als ‚Volkswagenstadt‘ beziehungsweise ‚Stadt der tausend Feuer‘ wahrgenommen werden sollten. Inwieweit lässt sich diese intensive Arbeit an der eigenen Stadtidentität auch als Emanzipationsprozess lesen? Und an wen richteten sich die auf vielfältigen Wegen transportierten Botschaften?

Fabian Köster: Die Erschaffung eines ‚Images‘ oder einer vermeintlichen ‚Stadtidentität‘ setzt sich zumeist aus natürlichen Gegebenheiten und künstlicher Überzeichnung gleichermaßen zusammen. Intendierte Wahrnehmung und externe Zuschreibung können sich dabei erheblich unterscheiden: So wurde Gelsenkirchen Anfang der 1960er Jahre in einem satirischen NDR-Beitrag als „Grubengasparadies“ bezeichnet – mit der vielsagenden Pointe „Ich fahr’ nie wieder hin“. In einem kommunalen Werbeprospekt aus dieser Zeit war dagegen schwärmerisch von der idyllischen „Stadt im Grünen“ die Rede.¹ In Wolfsburg versuchte die Stadt wiederum das Manko vom „Reißbrett, nichts ist Geschichte“, wie es in einem *Welt*-Artikel von 1957 hieß, über die Hervorhebung der wenigen ‚alten‘ Elemente zu korrigieren. Die eigene Stadtwerbung setzte das Schloss als Traditionsort zentral: „Nachweislich wird Wolfsburg das erste Male in einer Urkunde vom 17. Juli 1302 erwähnt, als die vier Gebrüder Bartensleben die Herren auf Schloß Wolfsburg waren.“² Distinktionsmerkmale wie Bergbau oder eine dominante Autoindustrie sind weiterhin nur dann attraktiv,

Kulturpolitische Emanzipationsprozesse in den Wirtschaftswunderjahren

Ein Forschungsprojekt zu den Industriestädten Gelsenkirchen und Wolfsburg

FABIAN KÖSTER IM INTERVIEW

wenn sie richtig in Szene gesetzt werden. Bei der von dir angesprochenen Neuerung ging es sodann auch weniger um eine Abkehr von den gängigen ‚Images‘, sondern vielmehr um eine Erweiterung, eine Diversifizierung – gewissermaßen eine Emanzipation gegenüber der singulären Zuschreibung. Kulturpolitisch richtete sich dieser Emanzipationsprozess sowohl nach innen als auch nach außen. Einerseits sollte ein breites, modernes und wohl auch ‚anderes‘ Kunst- und Kulturangebot die eigene, zumeist arbeitende Bevölkerung binden, bilden und wertschätzen, andererseits sollte der Sogwirkung der lange gewachsenen kulturellen Traditionsinseln wie Braunschweig oder Essen und Dortmund mit Innovation entgegengewirkt werden. Sicherlich spiegelt sich im Emanzipationsprozess auch die Überwindung eines Minderwertigkeitskomplexes wider – nicht zufällig heißt es im NDR-Beitrag: „Das Lesen und das Schreiben fällt uns [Gelsenkirchenern] immer noch recht schwer.“³

Alexander Kraus: Solche Emanzipationsprozesse lassen sich gewiss auch für andere bundesdeutsche Industriestädte nachzeichnen. Was macht die von dir ausgewählten Fallbeispiele aus, was sind ihre Besonderheiten und was verspricht du dir von einem Vergleich?

Fabian Köster: Ich stimme dir zu, insbesondere für Industriestädte war ob der meist immensen Zerstörung der demokratische Neustart eng mit einem städtebaulichen Neuaufbau verzahnt, kulturel-

le Leerstellen konnten folglich nicht nur mental, sondern ganz plastisch gedacht gefüllt werden. Jener Neuaufbau war jedoch oft gleichbedeutend mit einem Wiederaufbau, dabei wohlgernekt – architektonisch wie gedächtniskulturell – an die Zeit und den klassischen Kanon von vor 1933 anknüpfend. Es erfolgte ein „Zurücktauchen zum Vertrauten“, wie es der Historiker Anselm Doering-Manteuffel formuliert.⁴ Für die ehemalige „Stadt des KDF-Wagens bei Fallersleben“, 1938 von den Nationalsozialisten gegründet, existierte solch ein kultureller Anker bekanntermaßen gar nicht. Und in Gelsenkirchen, das erst Mitte des 19. Jahrhunderts zur Industriestadt wurde und der Kohle sozusagen ‚hinterher wanderte‘, fehlte lange Zeit ein Stadtzentrum, während das Tempo der Wirtschaftsentwicklung kulturelle Beständigkeit erschwerte. Dieser Sonderstatus der beiden Städte, die vermeintliche Traditionslosigkeit, wurde interessanterweise jeweils offensiv in das Narrativ von der jungen, modernen Stadt umgedeutet: Die Gelsenkirchener Kulturpolitikerin Elisabeth Nettebeck spricht von der „Gnade des Anfangs“,⁵ der Oberbürgermeister Uwe-Jens Nissen wiederum bezeichnet Wolfsburg als „Stadt ohne Tradition, die sich auch äußerlich bemüht, ein modernes Gesicht zu zeigen“.⁶ Spannend im Vergleich erscheint dabei, wie modern, demokratisch und gesellschaftspolitisch dieser Neustart jeweils umgesetzt und interpretiert wurde. Denn beide Städte sind

fast völlig voraussetzungslos in unterschiedlichen Zeitschichten der Industrialisierung entstanden und besitzen eben doch unterschiedliche Traditionen und historisch gewachsene Bürden. Und die jeweils dominanten Industrien deuten in ihrer eigenen Erfolgs- wie Misserfolgsgeschichte die weiteren Entwicklungslinien bereits an. Es gilt zu untersuchen, ob und wie Kulturpolitik und kulturelle Stadtwerdung diese Entwicklungen spiegeln oder sogar brechen.

Alexander Kraus: Die geschichtswissenschaftliche Forschung hat sich, so mein Eindruck, des Themas bislang nicht wirklich angenommen. Wie erklärst du dir das?

Fabian Köster: Industrieurbanität ist der häufige Anzeiger für die gedächtniskulturelle Kausalkette aus ‚Trümmerzeit‘, ‚Wiederaufbau‘ und ‚Wiederaufstieg‘, die schließlich im Gründungsmythos der Bundesrepublik mündet, dem ‚Wirtschaftswunder‘ – eine restaurative Erfolgsgeschichte. Käfer und qualmende, nie zum Stillstand kommende Industrieöfen sind nicht nur Teil dieser Geschichte, sondern markante Trigger und Marker, die auch in der Forschung gerne bedient werden. Entweder wird die Kultur und auch die Kulturpolitik dieser Städte von der wirtschaftlichen Perspektive überblendet oder aber beigeordnet. Das geht häufig mit einer Romantisierung einher: Kultur ist dann gleichbedeutend mit dem Mythos ‚Unter Tage‘, demnach der Bergbaukultur, oder eben der ‚Autostadt‘, ein Konzern wird zum Kulturträger. Interessant an einer solchen kulturellen ‚Engführung‘ erscheint dabei, dass progressive Pendanten, beispielsweise Kunst im öffentlichen Raum, zeitgleich in diesen Städten entstehen, aber in der Retrospektive kaum betrachtet werden. Nach meiner Einschätzung hängt das einerseits mit einer gängigen Unterschätzung dieser Industriestädte zusammen, andererseits mit vermeintlich interessanteren Untersuchungsmöglichkeiten. *Fortsetzung auf Seite 6*



Abb. 2: Jochen Kramer, Der Wolf, Braunschweig 1959; Foto: Willi Luther, 1968

Fortsetzung von Seite 5 Für eine Kulturanalyse jenseits des Wirtschaftswunders rücken meist Berlin, Hamburg oder München in den Fokus. Alexander Kraus: Mit welchen Projekten versuchten die beiden Kommunen denn von dir zuvor angedeuteten Minderwertigkeitskomplex zu kompensieren und wie gingen sie dabei vor?

Fabian Köster: Unter den zahlreichen städtischen Projekten sticht jeweils eines als bundesweit einzigartig, dabei gleichermaßen innovativ und progressiv heraus. In Wolfsburg wurde 1959 der Kunstpreis *Junge Stadt sieht Junge Kunst* ins Leben gerufen, um aufstrebende Kunstschaffende aus Niedersachsen, Berlin und jeweils einem dritten Bundesland an die Stadt zu binden und gleichzeitig zu fördern. Hierbei war die Bezeichnung des Preises programmatisch, denn die Werke wurden öffentlich präsentiert: Als „Beitrag zur Geschmacksbildung“ stand nicht nur die Kunstpräsentation,⁷ sondern auch deren Vermittlung im Vordergrund der kulturpolitischen Initiative. Zentraler Hintergrund dieser Kulturpolitik war – so geht es aus den Planungsakten hervor –, der arbeitenden Bevölkerung einen Ausgleich zu den technisierten Aufgaben im Volkswagenwerk bieten zu können. Und dieser Ausgleich sollte durchaus herausfordernd sein, den Betrachterinnen und Betrachtern neue Perspektiven eröffnen. Der beteiligte Künstler und Architekt Camillo Sitte unterstreicht dieses Anliegen im Ausstellungskatalog: „Wir können uns einer geistigen Neu-Orientierung nicht verschließen!“⁸ Ganz offensiv erfolgt hier eine progressive Zuwendung zur im Zeitkontext bisweilen kontroversen gegenstandslosen Malerei, die bundesweit nicht unbeachtet blieb. In der Folge hinterließen Kunstschaffende wie der Grafiker Peter Sorge oder der Maler Dieter Asmus ihre Spuren in Wolfsburg. Dass darüber hinaus der erste Platz im Bereich Bildhauerei, *Der Wolf* von Jochen Kramer, beinahe als figürliche Umdeutung der eigenen Identität wirkte, war bei der Auszeichnung ein wohl nicht ungewollter Nebeneffekt (Abb. 2).

Im gleichen Jahr wurde in Gelsenkirchen ein imposanter Neubau eingeweiht: Im neuen Zentrum – die Stadt wanderte nun nicht mehr im Schnellschritt der Kohle hinterher – hatte die Kommune einen modernen Theaterneubau forciert. In der Tradition des ‚Neuen Bauens‘ der 1920er Jahre verbinden sich in dem Gebäude Industrieproduktion, konstruktive Technik und progressives Design zu einem Signet für Modernität, Zukunftsgewandtheit und Optimismus.⁹

Kunst am Bau war von Beginn an in die Planungen integriert, ein internationales Künstlerteam schuf teilweise monumentale Arbeiten in und am Theater. Dass sich beispielsweise der französische Künstler Yves Klein oder der Londoner Bildhauer Robert Adams verewigten, entfaltete eine enorme Signalwirkung innerhalb und außerhalb der Kunstszene. Ein „Bauwerk, das der Kunst dienen soll“,¹⁰ so der federführende Architekt Werner Ruhnu, wurde selbstbewusst in der Stadtmitte platziert. Dieser Mittelpunkt wandte sich äußerlich mit seiner großen, geöffneten Fensterfront zur Stadt und bildete zugleich innerlich einen soziokulturellen Knotenpunkt, der sich an die Bewohnerinnen und Bewohner Gelsenkirchens richtete. Ruhnu verrät weiter, dass „dieses Theater nicht mehr das Theater einer bestimmten Gesellschaftsschicht sein soll, sondern der Ort für jeden geistig und künstlerisch interessierten Menschen.“¹¹ Insofern dient



MUTTER UND KIND, Zigarette und Kunst: eine Begegnung in der Kassenhalle der Stadtparkasse. Vor den Bildern des gerade 60 Jahre alt gewordenen Malers und Gelsenkirchener Kunstpreisträgers Ernst Patzies ergab sich das Zusammentreffen am Montagmorgen zur Ausstellungseröffnung (die Bilder bleiben bis zum 9. April ausgehängt). Die kleine Esther auf dem Arm fand eines der rosa Bilder „schön“; vielleicht werden ihr als junges Mädchen gegenstandslose Bilder ebenso selbstverständlich sein wie uns früher Dürers „Betende Hände“ an der Wohnzimmerwand. (WAZ-Bild: Winter)

Abb. 3: Drei Generationen bei der Kunstbetrachtung. Fotografie aus der Westfälischen Allgemeinen Zeitung vom 23. März 1965; ISG, GE Na 36.120 2 (Zeitschriftenausschnitt)

die Kulturpolitik auch hier als Gradmesser für gesellschaftliche Partizipation, als Element einer Demokratisierung. Im Vordergrund steht erneut die ‚arbeitende Bevölkerung‘, die im so proklamierten „Theater für alle“ direkt angesprochen wurde (Abb. 1).

Alexander Kraus: Mit dem *Musiktheater im Revier*, das zu den visionärsten Theaterbauten der Nachkriegsgeschichte zählt und seinerzeit noch unter dem Namen *Städtische Bühnen Gelsenkirchen* firmierte, setzte die Arbeiterstadt Gelsenkirchen ein kulturpolitisches Ausrufezeichen, das weit über die Grenzen der jungen Bundesrepublik hinaus wahrgenommen wurde. Es steht am Beginn der Entwicklung Gelsenkirchens zu einer gegenüber jungen, progressiv arbeitenden Künstlerinnen und Künstlern aufgeschlossenen Stadt (Abb. 3). Allerdings lässt sich der Theaterbau auch als stadt-historische Wendemarke deuten, begann doch fast zeitgleich das Zechensterben,

das den wirtschaftlichen Niedergang der Stadt einläuten sollte. Dieser zeigt sich in einem bis heute anhaltenden Rückgang der Bevölkerung. Ließe sich für Wolfsburg sagen, dass die Entwicklung nahezu komplementär verlief?

Fabian Köster: Der Theaterneubau markiert tatsächlich fast genau jenen Wendepunkt, an dem die Stadt nicht nur an der einsetzenden Kohlekrise, sondern auch – zu dieser Zeit fast akuter – am Rückgang der ortsansässigen Bekleidungsindustrie laborierte. Die wirtschaftliche Zäsur hatte allerdings nur bedingt Auswirkungen auf die Kultur. Zwar musste das neue Stadttheater die Sparte ‚Schauspiel‘ im Zuge von Einsparungen einstellen (daher heute „Musiktheater“), die Kunstszene, du hast es bereits angesprochen, florierte dagegen geradezu und wurde durchaus auch über städtische Initiativen weiter gefördert. Dennoch ist Kultur und auch ihre Rezeption eng mit der vorhandenen Finanzkraft verknüpft, die sich in Wolfsburg eindeutig positiv entwickelte. Im Jahr 1968 verfügten Wolfsburgerinnen und Wolfsburger über eine „Realsteuerkraft“ von 750 DM pro Kopf, während der bundesdeutsche Durchschnitt bei gerade einmal 174 DM lag.¹² Die Schaffung eines Kulturangebots bedarf bisweilen städtischer Gelder, die Aufrechterhaltung ist dagegen auf zahlende Besucherinnen und Besucher angewiesen. Zwar blieb auch die Stadt am Mittellandkanal beispielsweise in den 1970er Jahren nicht von wirtschaftlichen Krisen verschont, jene waren allerdings bei weitem nicht so strukturell und nachhaltig wie die des Ruhrgebiets.¹³ Der Kunstpreis, bewusst als Abgrenzung zu den durch den Volkswagenkonzern initiierten Kulturinitiativen gedacht,¹⁴ war gewissermaßen der Ausgangspunkt für weitere positive Entwicklungen wie die Bauten des finnischen Architekten Alvar Aalto.

Alexander Kraus: Wie Julia Friedrich und Andreas Prinzing zuletzt in einem faszinierenden Sammelband aufgezeigt haben, waren es in zahlreichen deutschen Städten nicht selten die gleichen Akteure, die sich an einem kulturpolitischen Neuanfang versuchten.¹⁵ Vermagst du über die Gelsenkirchener und Wolfsburger Kulturpolitiker bereits etwas zu sagen?

Fabian Köster: Der Wiederaufbau der Moderne erfolgte auch in den ehemaligen NS-Vorzeigestädten – hier die Verinnerlichung des Proletariats, dort die NS-Musterkommune – nicht kontinuierlich. In Gelsenkirchen lässt sich eine solche ‚fortgesetzte Karriere‘ allerdings an einem Akteur nachzeichnen, der wäh-

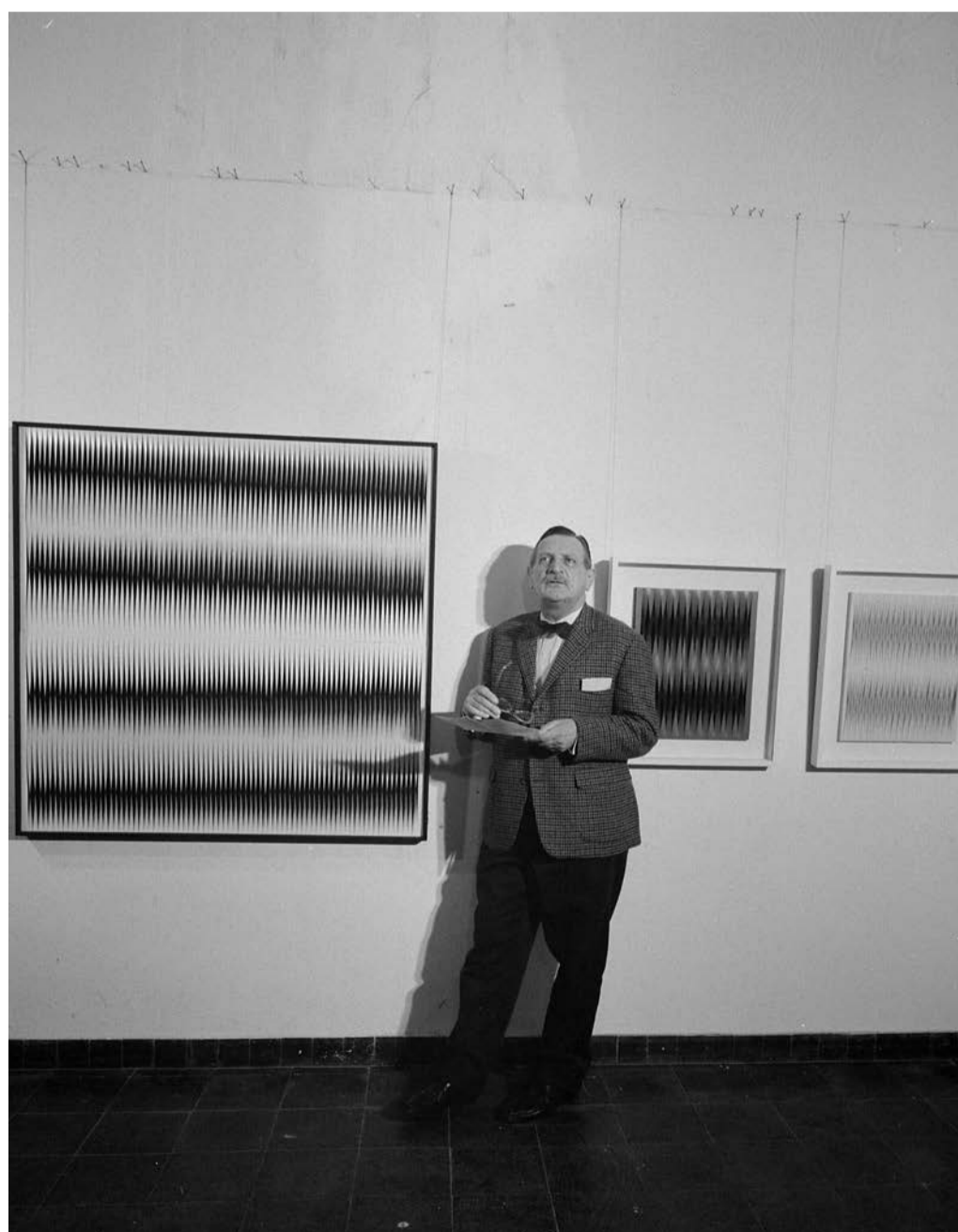
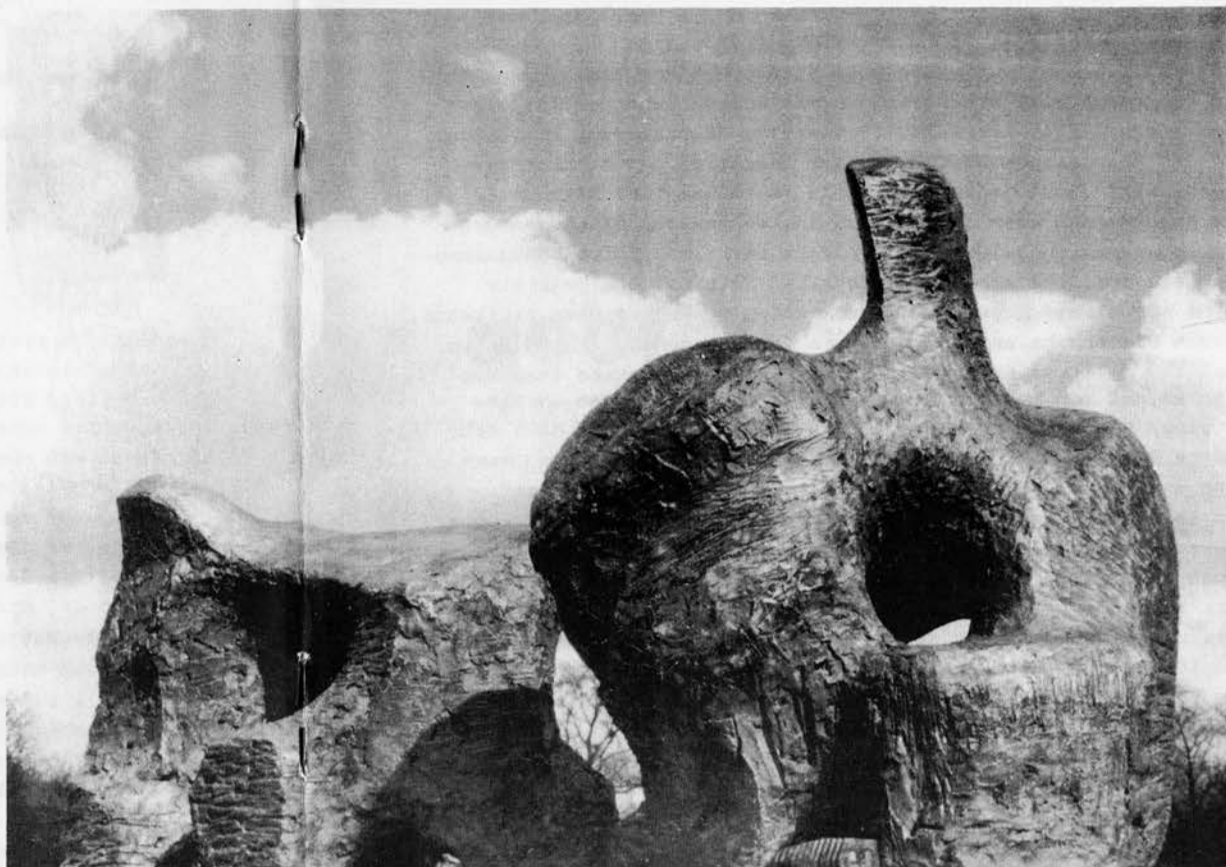


Abb. 4: Vortrag von Albert Schulze-Vellinghausen zur Eröffnung der Ausstellung Kinetik und Objekte im Halfmannshof, 2. Juni 1966; Fotograf: Ernst Knorr / StA Ge, FS V, 4/Ernst Knorr

henry moore



Wir empfehlen dem Wolfsburger Rat die im Haushalt, für den Ankauf einer modernen Plastik, eingeplante Summe nicht auszugeben, sondern ein, dem Wolfsburger Zeitgeschmack gemäÙes, Zwergenmonument zu kaufen.



title: reclining figure no.2 (2 piece)
date : 1960
size : 102 inches long - 51 inches high
material: bronze

Abb. 5: Reaktion in der Schülerzeitung des Ratsgymnasiums auf die in der Stadtgesellschaft entbrannte Diskussion über die mögliche Anschaffung einer Plastik von Henry Moore; diagonale, Nr. 19 (September 1961); StadtA WOB

rend der NS-Zeit in Düsseldorf tätig gewesen ist. Dr. Bernd Lasch sammelte vor 1933 Kunst für die Stadt am Rhein, trat dann im Jahr der ‚Machtergreifung‘ der NSDAP bei und schrieb in der Folgezeit unter anderem für nationalsozialistische Kulturzeitschriften und Zeitungen.¹⁶ Ab 1950 war er dann als Kunstwart für die Stadt Gelsenkirchen tätig.¹⁷ Im Vergleich zu anderen Akteuren erscheinen diese Befunde nicht sehr gravierend, lassen allerdings in Verbindung mit seiner Sammlungspolitik aufhorchen: Einerseits gelangte er an Werke, die eigentlich als verschollen galten beziehungsweise als Raubkunst eingestuft worden waren. So wunderte sich zum Beispiel der Expressionist Erich Heckel bei einem Besuch der *Städtischen Galerie Gelsenkirchen* darüber, dass sein verschollenes Werk mit dem Titel *Aus einem Irrenhaus* ausgestellt wurde.¹⁸ Andererseits finden sich Beispiele für die Fortsetzung des NS-Kunstideals, so zum Beispiel eine *Olympia*-Statue im Gelsenkirchener Stadtteil Buer von Fritz Klimsch, die Lasch 1958 ankaufte. Klimsch gehörte in der NS-Zeit zu den insgesamt zwölf sogenannten „Unersetzlichen Künstlern“ und stand somit auf einer Sonderliste der „Gottbegnadetenliste“, die Hitler und Goebbels 1944 anfertigten. Die Liste beinhaltet Kulturschaffende, die vor dem Hintergrund der NS-Ideologie als besonders ‚schützenswert‘ und ‚wertvoll‘ galten.¹⁹ Jedoch sollte nicht unerwähnt bleiben, dass der Gelsenkirchener Kunstwart in den 1960er Jahren ebenso progressive Kunst förderte und ankaufte, insbesondere im Bereich der Kinetik.

Alexander Kraus: Kommunale Kulturpolitik stieß (und stößt bis heute) nicht selten auf Ablehnung, ruft mitunter gar leidenschaftlichen Widerstand der Bürgerinnen und Bürger hervor, an die sie doch eigentlich adressiert war (und ist). Wie reagierten die politischen Entscheidungsträger auf solche Widerstände?

Woher bezogen sie ihre demokratische Legitimation?

Fabian Köster: Mit der Rezeptionsgeschichte sprichst du ein spannendes Feld an. Solch ein leidenschaftlicher Widerstand mobilisierte sich beispielsweise, als die Stadt Wolfsburg 1960 versuchte, das Werk *Reclining Figure, No. 2* des britischen Bildhauers Henry Moore für 120.000 DM zu erwerben (Abb. 5).²⁰ Der hohe Ankaufspreis war publik und umgehend kritisiert worden. Das lässt sich wunderbar an überlieferten Leserbriefen aufgebracht Bürgerinnen und Bürger nachzeichnen; in den *Wolfsburger Nachrichten* wurde beispielsweise nachfolgende Meinung abgedruckt: „Zum Beispiel könnten aus diesem Etat höhere Zuschüsse zu kulturellen Veranstaltungen verschiedener Kategorie geleistet werden, um die zum Teil sehr hohen Eintrittspreise zu senken.“²¹ Interessant erscheint hierbei nicht nur die Kritik, sondern der damit verbundene Verbesserungsvorschlag, der eine diskursive Teilhabe der Bevölkerung widerspiegelt. Es bleibt zwar unklar, ob dieser Vorschlag Anklang gefunden hat, allerdings verzichtete die Stadt aufgrund der Protestwelle tatsächlich auf den Ankauf.

Zur demokratischen Legitimation lässt sich festhalten, dass das Selbstverständnis der Entscheiderinnen und Entscheider aus heutiger Perspektive teilweise kurios anmutet. Wir dürfen allerdings nicht vergessen, dass gerade zu Beginn das demokratische System beinahe unerprobt gewesen ist, fast eine Findungsphase benötigte. Anfang der 1950er Jahre finden sich hierfür Beispiele im Gelsenkirchener Kulturausschuss: So ist Ausschussmitglied Gerhard Kill gleichzeitig Mitglied im *Bund Gelsenkirchener Künstler* und forciert in seiner politischen Funktion eine Bevorteilung seines Vereins gegenüber der Konkurrenzvereinigung *Halfmannshof*.²² Und als der Generalintendant der *Städtischen Bühnen*,

Hans Meissner, sich über Angriffe in der ‚linken‘ Presse beklagt, meldet sich wiederum Kill zu Wort: Bei seinen Artikeln sei es ihm nicht um die Person des Intendanten gegangen, sondern um das Theater in Gänze.²³ Diese Vorgänge sind in allen Einzelheiten protokolliert, ebenso kritische Diskussionen dazu. Dass ein Kulturpolitiker jedoch gleichzeitig als Künstler und Journalist seinen Einfluss geltend machte, schien nicht weiter außergewöhnlich.

Fabian Köster studierte Geschichte, Germanistik und Kulturpoetik der Literatur und Medien in Münster, wo er nach seinem Studium als Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Teilprojekt „Entscheiden im politischen System der Bundesrepublik Deutschland“ am Sonderforschungsbereich „Kulturen des Entscheidens“ tätig war. Zurzeit promoviert er an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster zum Thema „Kommunale Kulturpolitik in den westdeutschen Industriestädten Gelsenkirchen und Wolfsburg während der ‚Wirtschaftswunderzeit‘“. Gefördert wird sein Projekt vom Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte.

1 „Nie wieder hin“, in: *Der Spiegel*, Nr. 48, vom 22. November 1961, S. 42f., hier S. 43.
2 Hans Wilhelm Vahlefeld, „Eine ganze Stadt lebt für das Auto“, in: *Die Welt*, Nr. 256, vom 2. November 1957. Stadtwerbeprospekt zitiert nach ebd.
3 „Nie wieder hin“ (wie Anm. 1), S. 43.
4 Anselm Doering-Manteuffel, „Die Kultur der 50er Jahre im Spannungsfeld von ‚Wiederaufbau‘ und ‚Modernisierung‘“, in: Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hg.), *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre*. Bonn 1998, S. 533–540, hier S. 540.
5 Elisabeth Nettebeck, „50 Jahre Theater in Gelsenkirchen“, in: *Festschrift zur Eröffnung des neuen Gelsenkirchener Theaters* am 15. Dezember 1959. Gelsenkirchen 1959, o. S.
6 Uwe-Jens Nissen, „Vorwort“, in: *Junge Stadt sieht junge Kunst. Malerei, Graphik, Plastik vom 26.4.–18.5.1959 im Wolfsburger Rathaus, Kunstpreis der Stadt Wolfsburg (Ausstellungskatalog)*. Braunschweig 1959, o. S.

7 Hier und im Folgenden StadtA WOB, HA 6120, Vermerk über Möglichkeiten einer Kulturförderung von Dr. Uwe-Jens Nissen vom 30. Dezember 1957.

8 Camillo Sitte, „Für Besucher und Sucher ...“, in: *Junge Stadt sieht junge Kunst* (wie Anm. 6), o. S.

9 Siehe Claudia Blümle/Jan Lazardzig, „Öffentlichkeit in Ruinen. Zum Verhältnis von Theater, Architektur und Kunst in den 1950er Jahren“, in: dies. (Hg.), *Ruinierte Öffentlichkeit. Zur Politik von Theater, Architektur und Kunst in den 1950er Jahren*. Zürich 2012, S. 9–37, hier S. 29f.

10 Werner Ruhnau, „Das neue Stadttheater in Gelsenkirchen“, in: *Bauwelt*, Jg. 15 (1969), S. 407–409, hier S. 407.

11 Ebd., S. 408.

12 „Höchste Steuerkraft in Wolfsburg“, in: *Hamburger Abendblatt* vom 19. September 1968.

13 Siehe dazu zuletzt Jörn Eiben, *Industriestädte und ihre Krisen. Wilhelmshaven und Wolfsburg in den 1970er und 1980er Jahren*. Göttingen 2019.

14 Zu den durch Heinrich Nordhoff veranlassten Kunstausstellungen siehe Henrike Jungent, *Weltkunst an der Zonengrenze. Die acht Kunstausstellungen des Volkswagenwerkes in Wolfsburg 1952 bis 1967*. Wolfsburg 1994.

15 Julia Friedrich/Andreas Prinzing (Hg.), „So fing man einfach an, ohne viele Worte“. Ausstellungswesen und Sammlungspolitik in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Berlin 2013.

16 BArch R 9361-IX/24930570 und ISG, GE PA 689, Personalakte Dr. Bernd Lasch.

17 Wolfgang Rinke, *Städtische Kunstsammlung Gelsenkirchen 1950-1966*. Dokumentation. Recklinghausen 1985, S. 259.

18 Siehe dazu ISG, GE Na 36/38, Anneliese Knorr, Erich Heckel besuchte das Städtische Museum.

19 Zum Themenkomplex „Gottbegnadetenliste“ siehe allgemein Oliver Rathkolb, *Führertreu und gottbegnadet. Künstlereliten im Dritten Reich*. Wien 1991; ein Nachweis zu Fritz Klimsch findet sich bei Ernst Klee, *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. Frankfurt am Main 2007, S. 311.

20 StadtA WOB, HA 6246, Vorlage Nr. 5 zu Punkt 7 der Sitzung des Kulturausschusses am 25.4.1961 (Ankauf einer Groß-Plastik von Henry Moore), S. 1.

21 „Briefe an den Wolf: Diskussion um die Moore-Plastik beginnt“, in: *Wolfsburger Nachrichten* vom 29. April 1961.

22 ISG, GE 36 Pr 1024, Kulturausschuss, Sitzung vom 6. April 1951.

23 ISG, GE 36 Pr 1025, Kulturausschuss, Sitzung vom 30. April 1953.



Fotografen wie Fotografinnen sind meist aufmerksame Beobachterinnen und Beobachter des Zeitgeschehens – auch und gerade in ihrer eigenen Stadt. Dies gilt auch für den 1937 im thüringischen Bad Berka geborenen Klaus Gottschick, der 1957 als Industrie-Elektriker im Volkswagenwerk zu arbeiten und ab den 1960er Jahren in seiner Freizeit für die Wolfsburger Tageszeitungen zu fotografieren begann. Mitte der 1970er Jahre wechselte er sodann in die Fotozentrale der *Volkswagenwerk AG*, wo er sich nun auch einen Namen als Industriefotograf machte. Die Aufnahmen, die wir auf diesen Seiten zeigen und die auf seine Sammlung zurückgehen, die das IZ kürzlich erworben und digitalisiert hat, eröffnen uns jedoch noch einmal eine andere Perspektive auf seine Fotografien, sind doch in ihnen Arbeit, Privates und Interesse in einer seltenen Mischung miteinander verbunden.

Sie zeigen mit der *Wolfsburger Chorgemeinschaft von 1869 e.V.*, die sich ab Mitte der 1950er Jahre zu einem der größten und angesehensten Chöre Niedersachsens entwickeln sollte, ein Aus-

Ein Exportschlager der Wirtschaftswunderjahre

Die Wolfsburger Chorgemeinschaft von 1869 e.V. auf Fotografien Klaus Gottschicks

VON ALEXANDER KRAUS

hängeschild der Wolfsburger Kultur. Die rege Konzerttätigkeit spricht Bände: So tourte der Chor in den 1960er Jahren mit städtischer Unterstützung unter anderem durch England (1961), Belgien (1963 und 1968), die Schweiz (1964) und die Niederlande (1966), gab Gastspiele in Amsterdam, Canterbury, London, Malmö, Oslo oder Verviers.¹ Der Chor, der „dem Industriemenschen unserer Zeit geistige Entspannung, Erholung und Freude durch das Lied vermitteln“, ja „all jenen, die nicht aktiv mitsingen, auch die großen klassischen und modernen Chorwerke nahebringen“ wollte, wie es in einer Broschüre aus den 1960er Jahren heißt,² war darüber hinaus auch in Funk und Fernsehen präsent, ob deutschlandweit im *Bayrischen Rundfunk*, dem *NDR-*

Hannover-Hamburg oder dem *WDR-Köln*, oder aber über die Landesgrenzen hinaus in einer „Reihe von arabischen, afrikanischen und südamerikanischen Sendern“.³ Immer wieder brachten die Wolfsburger Sängerinnen und Sänger, wohlgernekt durchweg als Amateure, ihre Musik auch erfolgreich auf Vinyl, so beispielsweise 1965 mit der Aufnahme „Ave verum“, für die sie Dank mehr als 100.000 verkauften Schallplatten mit der *Goldenen Schallplatte* geehrt wurden.⁴

Klaus Gottschick war wohl nicht nur begeisterter Fan der Chorgemeinschaft, sondern eben auch mit einer der Sängerinnen, Brigitte Gottschick, verbandelt. Und so begleitete er seine Frau mitunter auch auf Konzertreisen. Daher zeigen die Fotografien auf dieser Seite nicht nur

einen Auftritt in der Wolfsburger Christuskirche, sondern die Chorgemeinschaft auch anlässlich eines Fernseauftritts sowie bei Konzerten in Kopenhagen oder Brüssel. Alle Aufnahmen sind in den 1960er Jahren entstanden. Sie dokumentieren, dass Wolfsburg während der Wirtschaftswunderzeit keineswegs allein mit seinem Verkaufsschlager, dem *VW-Käfer*, in Europa präsent war: Eine Schar aus mehr als 100 Sängerinnen und Sängern, die mit internationalen Stars zusammen auftraten, setzten mit ihren Stimmen dem Sound der Motoren Chormusik entgegen.

1 Siehe dazu die überlieferten Briefwechsel und Programmhefte in der Akte StadtA WOB, HA 11713, Bd. 2 und StadtA WOB, HA 9908.

2 StadtA WOB, HA 9908, Broschüre „Lieder der Romantik“, die vermutlich anlässlich eines Gastspiels in Schweinfurt im Jahr 1959 entstand.

3 StadtA WOB, HA 11713, Bd. 2, Die Stimmgabel. Mitteilungsblatt der Wolfsburger Chorgemeinschaft von 1869, Jg. 4 (1963), Nr. 11/12.

4 StadtA WOB, HA 11713, Bd. 2, Schreiben des Oberbürgermeisters und des Oberstadtdirektors an den 1. Vorsitzenden, Herrn Werner Schlimme, der Wolfsburger Chorgemeinschaft von 1869 e.V. vom 1. Juli 1965.







„Ein Botschafter in der kulturellen Missionsarbeit des Wolfsburger Musiklebens“

Chorleiter Heinz Meyer-Kundt im Portrait

VON ALEXANDER KRAUS

Kein Chor vermag ein solch ambitioniertes Programm mit Auslandsreisen, Rundfunkauftritten und Aufnahmen, wie es die *Wolfsburger Chorgemeinschaft von 1869 e.V.* in den 1950er und 1960er Jahren absolvierte, zu realisieren, ohne eine Leitung, die sich der Aufgabe ganz und gar verschrieben hat und die für eben diese brennt: Mit Heinz Meyer-Kundt hatte der Verein einen wahren „Glücksgriff“ getan, hieß es ebenso anerkennend wie euphorisch zum fünfundsiebenzigjährigen Dienstjubiläum des Dirigenten in der *Wolfsburger Allgemeinen Zeitung*: „Der 1. Januar 1956 steht als Glückstag in den Annalen der Chorgemeinschaft. An diesem Tag nämlich hob der damals 30jährige Heinz Meyer-Kundt erstmalig den Taktstock in der Volkswagenstadt, um aus dem Gesangsverein eine Chorgemeinschaft zu machen.“¹

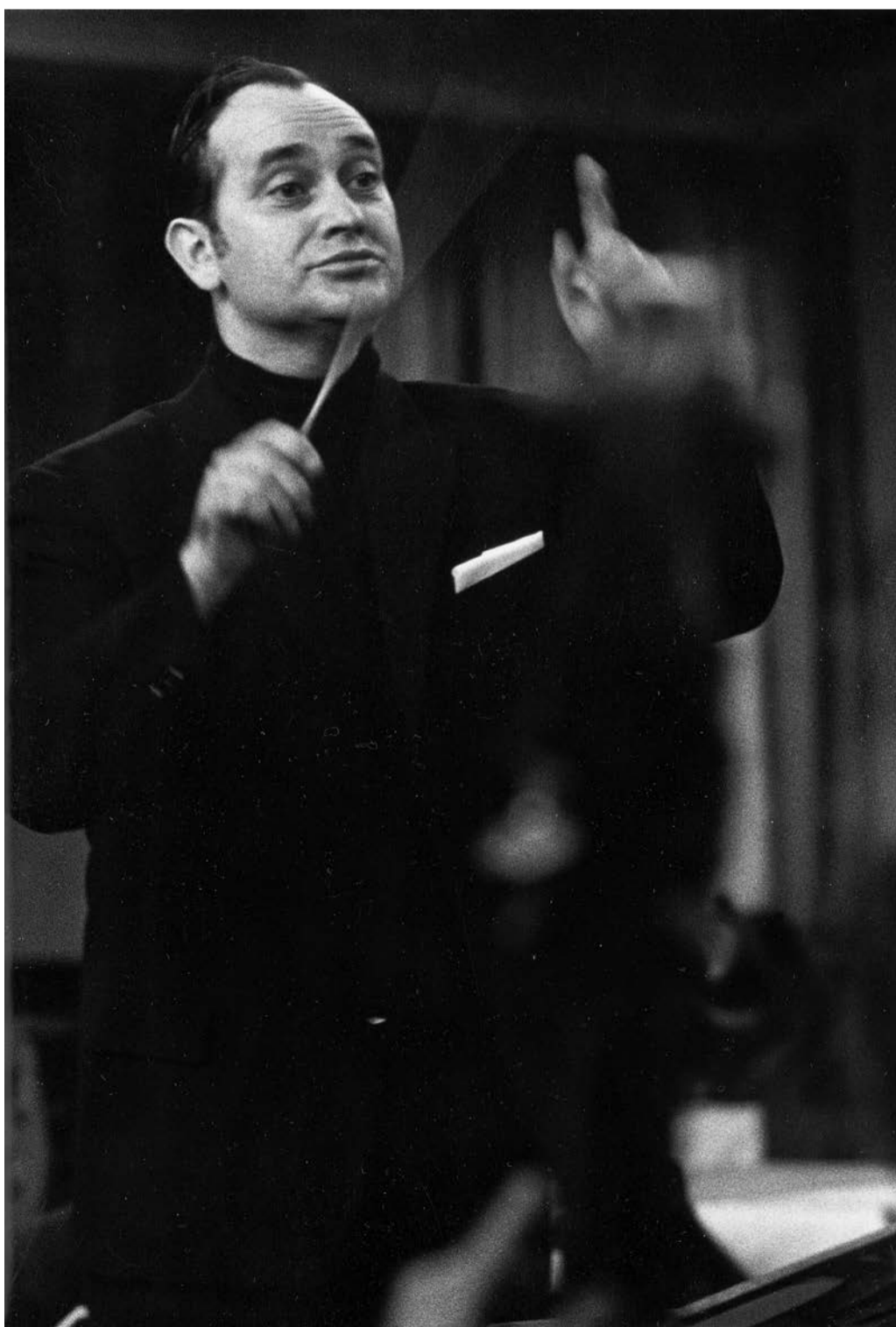
Wie sehr die Arbeit des renommierten Chorleiters von der kommunalen Doppelspitze der Stadt Wolfsburg schon nach fünf Dienstjahren geschätzt wurde, geht aus einem Entwurf eines an Heinz Meyer-Kundt adressierten Briefes vom 18. Dezember 1961 hervor, der von Oberbürgermeister Hugo Bork und Oberstadtdirektor Dr. Wolfgang Hesse gezeichnet werden sollte. Die durch Meyer-Kundt organisierte Gastspielrei-

se nach England rage als „leuchtendes Ereignis im Wolfsburger Kulturleben“ hervor.² Sei die Stadt als eine „der qualitativsten Arbeit bekannt“, habe der Chorleiter der *Wolfsburger Chorgemeinschaft von 1869 e.V.* dazu beigetragen, das Ansehen auch auf „kulturellem Gebiet“ zu mehren. „Die Musik vermag von Land zu Land Brücken der Verständigung zu schlagen“, heißt es in dem Schreiben sodann weiter, ein „Pionier dieses Brückenbaues und ein Botschafter in der kulturellen Missionsarbeit des Wolfsburger Musiklebens sind Sie, verehrter Herr Meyer-Kundt.“ Dafür sprachen ihm im Namen Borks und Hesses nicht nur Rat und Verwaltung der Stadt Wolfsburg ihren Dank aus, sie honorierten seine Tätigkeit auch mit einer Geldspende, um die „weiteren Planungen etwas zu erleichtern“.

Die auf dieser Seite gezeigten Aufnahmen, die Heinz Meyer-Kundt bei der Arbeit portraituren, hat Klaus Gottschick in den 1960er/70er Jahren fotografiert.

¹ „Chorgemeinschaft ehrte Heinz Meyer-Kundt: ‚Glücksgriff‘ vor 25 Jahren wurde jetzt würdig gefeiert“, in: *Wolfsburger Allgemeine Zeitung* vom 8. Januar 1981 (StadtA WOB, HA 11713, Bd. 1).

² Hier und im Folgenden StadtA WOB, HA 9908, Entwurf vom 18.12.1961.



„Schmeißt die Steine einfach weg . . .“
(Facebook-Kommentar)

„Zuschütten, was schönes Grünes pflanzen, einen Gedächtnisstein aufstellen bzw. den vorhandenen umsetzen und einen Infokasten. Wäre meiner Meinung ausreichend.“
(Facebook-Kommentar)

„Wie wichtig ist sowas wirklich?!“
(Facebook-Kommentar)

„Wie viele Gedenkstätten brauchen wir noch?“ (Facebook-Kommentar)

„Irgendwann muss aber auch genug sein bzw. Schluss.“ (Facebook-Kommentar)



Fundamentreste der Baracke Nr. 4 des KZ-Außenlagers Laagberg, Foto:

Wir haben ja gerade einiges zum Thema „Erinnern“ und Erinnerungskultur gehört.¹ Trotzdem stellt sich mir die Frage: Wieso überhaupt? Warum sollen wir uns an etwas erinnern, das vor knapp achtzig Jahren geschehen ist? Unsere Generation und natürlich auch ich selbst waren da doch noch gar nicht geboren. Wo besteht da die Verbindung und wieso sollte das wichtig sein?

Das ist in der Tat eine gute Frage! Es stimmt, mir fehlen die persönlichen Erinnerungen an diese Zeit. Aber wie sieht es eigentlich an den Gedenkorten Deutschlands aus, wie steht es um sie in einer Zeit, in der die Zeitzeugen und die direkten Betroffenen langsam immer weniger werden?

Das Holocaustmahnmal in Berlin beispielsweise verzeichnete im letzten Jahr ein wahres Rekordjahr mit 480.000 Besucherinnen und Besuchern. Fast eine halbe Million Menschen – das sind in etwa so viele wie die Einwohnerinnen und Einwohner Wolfsburgs, Braunschweigs und Helmstedts zusammen genommen –, die sich erinnern wollten, denen das Erinnern ein Bedürfnis war. All diese Besucher brauchten kein „Warum?“ oder „Weshalb?“.

Diese Entwicklung zeigt doch, dass das Thema „Erinnern“ momentan wieder aktueller und bewusster wahrgenommen wird, als es noch vor ein paar Jahren der Fall war. Waren Sie, die Sie hier im Publikum sitzen, denn eigentlich schon einmal am Holocaustmahnmal in Berlin? Nun, eigentlich ist es gar nicht notwendig, so weit zu fahren, denn schließlich gibt es ja auch hier in Wolfsburg eine Gedenkstätte für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und am Ort des einstigen KZ-Außenlagers am Laagberg ist sogar ein neuer Gedenk- und Lernort geplant.

Erinnerungs- und Gedenkstätten? Was können mir diese Einrichtungen denn bieten? Inwiefern betrifft mich und meine Generation das dort Vermittelte denn überhaupt? Wenn ich mich persönlich frage, was Erinnern für mich bedeutet, dann werden mir zwei Komponenten der Erinnerung bewusst. Einerseits die sachliche Komponente, also die Sachverhalte und Situationen, an die ich mich erinnere, andererseits aber auch die emotionale Komponente, welche Emotionen ich mit Erinnerungen verbinde.

Die erste Komponente kann bei der Erinnerung an die Schrecken von vor achtzig Jahren einfach erfüllt werden. Über das Internet sind Informationen jederzeit abrufbar, daher werden Gedenkstätten als Vermittlungsplatz doch obsolet?

Die zweite Komponente kann dagegen nicht erfüllt werden. Achtzig Jahre sind eine zu große zeitliche Distanz, wir können nicht nachfühlen, was damals gesche-

hen ist. Ich kann die Daten und Fakten dieses dunklen Kapitels der deutschen Geschichte recherchieren, aber mein Vorstellungsvermögen vermag es nicht zu fassen. Mein Urteil fällt aufkühler, sachlicher Ebene aus. Daran lässt sich anscheinend nichts ändern.

Obwohl, vielleicht ist diese Lage ja gar nicht so unveränderlich, wie es auf den ersten Blick erscheint? Tatsächlich herrscht bei uns Jüngeren natürlicherweise ein eher sachlicherer Ton vor, wenn es um das Thema „Erinnern“ geht, einen emotionalen Bezug sucht man vergeblich. Doch vielleicht gibt es eine Möglichkeit, einen solchen eigenen Zugang zu erlangen.

Vielleicht kann es hilfreich sein, sich ein eigenes Bild von den damaligen Geschehnissen zu machen, sich mit den Opfern wie den Täterinnen und Tätern direkt an den historischen Schauplätzen zu konfrontieren; Hintergründe zu Voraussetzungen und Abläufen nachlesen, ganz allgemein, aber auch konkret: Wer hat wie gehandelt, damit es zu diesem Ergebnis kam?

Seien wir doch einmal ehrlich: Wie schnell findet man im Internet wirklich die Information, die man sucht? Stellen wir uns vor, es ist uns letztendlich gelungen, so haben wir doch lediglich eine unpersönliche Zahl oder einen Sachverhalt entdeckt. Doch welche eigenen Erfahrungen konnten wir dabei sammeln? Das Internet ist oft sehr theoretisch und abstrakt, Informationen, die darin zu finden sind, erscheinen sehr weit weg. Dies führt dann auch zu einem eher sachlichen Bezug zu dem Thema „Erinnern“, dem Gefühl, damit wenig zu tun zu haben und wenig betroffen zu sein. Man könnte zu der Annahme gelangen, es hätte irgendwann, irgendwo ein solches Lager gegeben, ohne Bezug zu mir oder meiner Umgebung.

An Gedenkorten in der eigenen Stadt, im eigenen Viertel, vielleicht sogar in der eigenen Straße, wird die eigene Betroffenheit viel deutlicher. Wenn möglich wird das Leid der Opfer viel greifbarer. Steine sind etwas, das man anfassen kann; man spürt die Kälte und die Härte, man sieht, sofern dies noch möglich ist, die damaligen Lebensbedingungen. Es dringt in mein Bewusstsein, dass der Nationalsozialismus genau hier, in meinem direkten Umfeld stattfand und kein Phänomen war, das sich an weit entfernten Orten abspielte.

Diese Erkenntnis könnte doch auch für mich und meine eigene Persönlichkeit eine Bereicherung sein. Während ich mir eine emotionalere Sicht auf das Thema

Erinnern?

VON JOHANNA SPEIKAMP UND TOM HARTMANN

„Erinnern“ verschaffe, lerne ich aus der Vergangenheit mit Blick auf heute. Indem ich mir der Gefahr bewusste werde, in welche Richtung derartige Entwicklungen abdriften können, lerne ich, Aussagen von Politikerinnen und Politikern im Alltag stärker zu hinterfragen. Ich sehe, dass es einen Unterschied macht, ob ganz neutral von „Bewegungen von Geflüchteten“ oder polarisierend von „Wellen unbegrenzter Massen an Flüchtlingen“ gesprochen wird und von einem „tiefen Gefühl des Unbehagens“, das von diesen Ereignissen hervorgerufen wird. Ich beginne, Parteienrhetorik stärker zu hinterfragen und entwickle ein kritischeres Denken. Wenn nationalsozialistische Aussagen wieder salonfähig gemacht werden, würde möglicherweise niemand dagegen angehen, da es ohne das Zurückschauen keine Nähe, keine Relevanz gäbe, sich dieses Thema zu eigen zu machen.

Darum ist es wichtig, zu erinnern. Würde man Gedenkstätten einfach „zuschütten, was Grünes pflanzen und einen Gedenkstein aufstellen“, wie ein Facebook-Nutzer vorschlägt, könnte man diese Nähe nicht erzeugen.

Die Wichtigkeit der angesprochenen Erinnerungskultur ist mir ersichtlich. Trotzdem ist der Begriff Erinnern für mich nicht total negativ geprägt. Erinnern beruht auf Positivem und Negativem. Warum werden allein die negativen Ereignisse bezüglich der deutschen Geschichte erinnert? Warum werden nicht die positiven Seiten in den Fokus gestellt?

Zum Beispiel die Errungenschaften deutscher Wissenschaftler! Der erste Nobelpreisträger in Physik war mit Wilhelm Conrad Röntgen ein Deutscher. Seine Entdeckung der Röntgenstrahlen war bahnbrechend. Die moderne Medizin basiert auf großen Teilen darauf, sein Verdienst ist nicht hoch genug einzuschätzen. Wo bleibt die Würdigung? Würden all seine Forschungen in Vergessenheit geraten, würde ein großer Teil der Medizin fehlen und die Menschheit würde definitiv darunter leiden! Oder nicht?

Es stimmt, diese positive Seite der deutschen Geschichte existiert und darf nicht vergessen werden, doch vielleicht fällt die Erinnerung daran einfach etwas leichter und es ist angenehmer die positiven Dinge zu erinnern. Auch einige Facebook-Nutzer haben sich Ähnliches gefragt, als es um den Bau einer neuen Gedenkstätte am Laagberg ging: „Wie wichtig ist sowas wirklich?“ Ist es nicht eher „teuer, zeitintensiv“ und vor allem auch „verschwendete Energie“? „Die Geschichte ist doch auch so schon genug präsent. Auch ohne eine weitere Gedenkstätte.“

Doch es gab auch andere Kommentare, die darauf hinwiesen, dass es hier nicht um Geld oder vielleicht auch gar nicht um die Art und Form des Erinnerns gehe, sondern darum, Verantwortung zu übernehmen für das, was sich direkt in unserer Stadt ereignet hat. Ein anderer Nutzer kommentierte: „Extrem wichtig, wie aktuelle Wahlen zeigen!“

Wenn ich mich selbst positionieren sollte, so würde ich diesen letztgenannten Facebook-Nutzern zustimmen. Denn vielleicht kann dieser negative Teil der Geschichte ja nie präsent genug sein. Wir waren zwar nicht direkt beteiligt, doch es liegt an uns, heute an damals zu erinnern und daraus zu lernen – „Verantwortung zu übernehmen“.

Genau dafür brauchen wir die Erinnerung an negative Abschnitte in unserer Geschichte. Natürlich sind Röntgens Erfindungen wichtig für unsere heutige Welt, doch sie sind so grundlegend, dass sie leicht im Gedächtnis der Menschen bleiben werden. Was bleibt jedoch von den Opfern des Nationalsozialismus, von ihrer Geschichte, ihrem Leid und ihrem Vermächtnis, wenn wir nicht daran erinnern? Im Gegensatz zu dem Physiker Röntgen haben wohl die meisten dieser Menschen nichts Wesentliches erfunden, ihre Namen sind nicht mit Errungenschaften verbunden. Und ich finde es schade, dass so oft allein die schwer fassbare Zahl der Ermordeten im Gedenken eine Rolle spielt, ihre Namen aber nicht genannt werden.

Ist es darum nicht unsere Aufgabe, an ihr Leid zu erinnern und daraus für die Zukunft zu lernen? Liegt es nicht an uns, sich der Vergangenheit bewusst zu sein und aufmerksam die Gefahren solcher Entwicklungen im Hinterkopf zu behalten? Jedoch nicht als drohendes Schreckensgespenst, sondern als etwas, auf das wir aktiv reagieren können, indem wir uns für die Zukunft wappnen. Es wäre doch unglaublich schrecklich, wenn sich diese Geschichte noch einmal wiederholen würde, weil wir nicht an sie erinnern. Ist es darum nicht eine große Chance, die wir haben, wenn wir uns bewusst werden, was war? Ohne das Besinnen auf das Negative könnte ein solches Bewusstsein nicht erzeugt werden.

Gut, ich verstehe, dass unsere Generation diese Chance ergreifen muss. Doch die Gedenkstätten schöpfen ihr Potenzial als Vermittler nicht gut genug aus. Die Verbindung zu unserer Generation muss geschaffen werden. Das benötigt zwangsläufig Modifikationen. Es muss um das Hineinversetzen in die Schicksale anstatt um das Vorsetzen von Fakten gehen. Da ist durchaus eine Chance der Geschichte gegeben, denn die Geschichte erzählt Geschichten! Es geht um Einzelschicksale, die Geschichte ist von Menschen gemacht. Das kann nützlich sein, um die emotionale Komponente in die Erinnerungskultur mit einzubinden.

Zur Vermittlung dieser Geschichten könnten Filme, Theaterstücke, Kunstprojekte oder auch Musik in Betracht gezogen werden. Das erleichtert das Verständnis ungemein, so kann unserer Generation das Vermächtnis der Opfer besser begreifbar gemacht werden; so wird deutlich, weshalb Erinnern ein derart zentrales Thema ist. Denn mit unserer Generation steht und fällt dieses Vermächtnis.

Johanna Speikamp ist Kulturfreiwillige im Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation.

Tom Hartmann ist Kulturfreiwilliger im Stadtmuseum im M2K.

¹ Der Text geht auf eine Präsentation während des Holocaustgedenktag in Wolfsburg am 21. Januar 2020 zurück.



HOFFNUNG

Am 16. September 1967 traf im ehemaligen Lager Auschwitz die erste Gruppe Jugendlicher aus der Bundesrepublik Deutschland und aus Westberlin ein, die in der sog. „Aktion Sühnezeichen“ organisiert sind. Die Gruppe leitete ein in Polen wohlbekannter und allgemein geschätzter Mann: Pastor Rudolf Dohrmann aus Wolfsburg, der Hauptstadt des größten Industriekonzerne der Bundesrepublik, der Volkswagenwerke. Es waren insgesamt sechzehn dieser neuzeitlichen Apostel: fünfzehn junge Arbeiter und Studenten und ein Mädchen, Studentin. Der älteste von ihnen war noch nicht 26, der jüngste, ein Oberschüler, 16 Jahre alt. Sie waren nicht in luxuriösen Autos als DOLLARTOURISTEN hierher gekommen, sondern mit der Eisenbahn, so wie Millionen in unserem Lande reisen. Sie betraten das Lagergelände mit Schaufeln und Spaten auf der Schulter, durch das Tor mit der höhnischen Aufschrift aus der KZ-Zeit „Arbeit macht frei“. Dann schritten sie durch die tote Landschaft der Schilote, an ausgebrannten Barsacken vorbei, zwischen den schon so hochgewachsenen Pappelreihen bis zu den Ruinen des Krematoriums II. Hier erteilte ein Ingenieur von der Leitung des Auschwitz-Museums, ehem. Lagerhäftling, kurze sachliche Informationen über die Arbeit, und der polnische Betreuer und Dolmetsch, ebenfalls ehemaliger Häftling, übersetzte alles fließend und genau. Die Ruinen des im Jahre 1945 in die Luft gesprengten Krematoriums II sind von Gras überwuchert, von Regen verschlammte. Diese Reste mit einer Oberfläche von 400 m², die letzte Stätte des indischen Daseins von mindestens 1 Million Menschenwesen, muß von Erde und Schlamm befreit werden. Der Ingenieur fragt noch, ob alles klar und verständlich ist. Ja, wohl, alles ist klar. Nun beginnt die Arbeit: eine seltsame, grauenerregende Arbeit. Die Menschen werfen sich auf die Ruinen und das Gestrüpp in verbissenem Schweigen. Gestern noch haben sie einander nicht gekannt, sie kamen aus verschiedenen Städten. Heute sind diese Arbeit, macht sie psychisch und physisch voneinander abhängig. Sie attackieren die Erdmassen und Trümmer, als würden diese ein unbekanntes Geheimnis bergen, als wären sie die rettende Chance für alle zusammen und jeden einzelnen. Manche finden kleine Gegenstände, bei deren Anblick sie erbleichen: verrostete Brillenfassungen, einen Rasierapparat und Knochen, klein und weiß, wie aus langverflossenen Epochen. Aber gleich

Fortsetzung auf Seite 18

„PLÖTZLICH verstand ich, was das bedeutet, ein Deutscher in Auschwitz zu sein.“ Auf dem Bild: Gabriele von Weizsäcker, Studentin der Biologie und Chemie, 19 Jahre.

Monatsschrift Polen, Nr. 161 (1968, H. 1), S. 14/15

Am 27. Januar 1945 befreiten Truppen der Roten Armee das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, über das der Lagerleiter Rudolf Höss nach dem Krieg in polnischer Haft, kurz vor seiner Hinrichtung nicht ohne Stolz schreiben sollte, es sei „die größte Menschen-Vernichtungs-Anlage aller Zeiten“ gewesen. Es dauerte mehr als vierzig Jahre, bis die Bundesrepublik Anfang des Jahres 1996 unter Bundespräsident Roman Herzog den Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus einführt, der seit 1996 an eben jenem 27. Januar begangen wird; fast zehn Jahre später, im Januar 2005, erklärten die Vereinten Nationen diesen Tag gar zum Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust. Herzog hob seinerzeit in der Proklamation hervor, das Konzentrationslager Auschwitz stehe symbolhaft für den „Terror“ des „nationalsozialistischen Rassenwahns und Völkermordes“, daher forderte er von den Bundesbürgerinnen und -bürgern ein: „Die Erinnerung darf nicht enden; sie muß auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen. Es ist deshalb wichtig, nun eine Form des Erinnerns zu finden, die in die Zukunft wirkt. Sie soll Trauer über Leid und Verlust ausdrücken, dem Gedenken an die Opfer gewidmet sein und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirken.“¹ Über eine besondere Form des Erinnerns, ja eine aktive Auseinandersetzung mit jenem symbolhaften Ort des Grauens, berichtete in der ersten Ausgabe des Jahres 1968 – demnach knapp dreißig Jahre zuvor – die in Warschau erscheinende *Monatsschrift Polen*, unsere Archivalie des Monats Januar. Unter der gleichwohl nicht minder symbolischen Überschrift „Hoffnung“ eröffnete der polnische Journalist Jerzy Piórkowski seinen Artikel wie folgt:

„Am 16. September 1967 traf im ehemaligen Lager Auschwitz die erste Grup-

AdM 1/2020

„Einheit von Geschichte und Gegenwart“

Die *Monatsschrift Polen* berichtet über die erste Fahrt der *Aktion Sühnezeichen* nach Auschwitz

VON ALEXANDER KRAUS

pe Jugendlicher aus der Bundesrepublik Deutschland und aus Westberlin ein, die in der sog. ‚Aktion Sühnezeichen‘ organisiert sind. Die Gruppe leitete ein in Polen wohlbekannter und allgemein geschätzter Mann: Pastor Rudolf Dohrmann aus Wolfsburg, der Hauptstadt des größten Industriekonzerne der Bundesrepublik, der Volkswagenwerke.“² Jener Pastor Dohrmann, der 1960 in der Stadt am Mittelkanal bereits die *Industriediakonie Arche* mit aus der Taufe gehoben hatte, zählt deutschlandweit zu den zentralen Akteuren, die das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz als Ziel für jugendpolitische Bildungsfahrten auf die Agenda setzten und diese auch selbst organisierten. Er hatte schon Jahre bevor Kanzler Willy Brandt sich Ende der 1960er Jahre für eine neue Ostpolitik einsetzte und selbst „vor Beginn der systematischen Zusammenarbeit der Aktion Sühnezeichen mit der Gedenkstätte“, wie er in einer selbstverfassten Dokumentation über die Arbeit der Industriediakonie betonte,³ mit der Jugendarbeit auf dem Areal des ehemaligen Konzentrationslagers begonnen. Im September 1967 war er mit einer Gruppe junger Deutscher im Alter zwischen 16 und 26 Jahren als Abgesandte jenes für die kritische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit so zentralen christlichen deutschen Vereins aus Wolfsburg gestartet: „fünfzehn

junge Arbeiter und Studenten und ein Mädchen, Studentin“, wie es in dem Artikel heißt.⁴ Zwar kamen nicht alle von ihnen, wie Piórkowski schreibt, aus Wolfsburg, doch mit dem Schüler Jens Michael Berger und den jungen Arbeitern Heinz Kindt, Klaus Nestmann, Adolf Falke und Olde Dibbern kam ein großer Teil „dieser neuzeitlichen Apostel“ aus der Volkswagenstadt. Letztgenanntem ist es auch zu verdanken, dass das Stadtarchiv Wolfsburg über eine Kopie des Artikels verfügt.

Getreu der Zielsetzung der 1958 durch Lothar Kreyssig ins Leben gerufenen Organisation *Aktion Sühnezeichen* waren die jungen Erwachsenen neun Jahre später vor Ort, um gemeinsam körperlich zu arbeiten und dabei ein Zeichen konkreter Sühne zu setzen. Kreyssig konstatierte seinerzeit ein Zuwenig an „Versöhnung“ und trat entschieden für ein „wirkliches“ Vergeben ein – mit dem Ziel, seinerseits Vergebung zu erbeten. Dafür galt es, „diese Gesinnung“ auch zu „praktizieren“: „Des zum Zeichen bitten wir die Völker, die Gewalt von uns erlitten haben, daß sie uns erlauben, mit unseren Händen und mit unseren Mitteln in ihrem Land etwas Gutes zu tun [...]“, hatte er damals auf der Synode der Evangelischen Kirche Deutschlands formuliert.⁵ Gemeinsam mit den anderen der Wolfsburger Reisegruppe setzte Olde

Dibbern genau das um: Sie taten mit ihren Händen Gutes, befreiten die zugewucherten Ruinen des Krematoriums II von Gestrüpp und Schlamm und legten damit zugleich die Fundamente der Verbrechen frei und brachten so – im übertragenen Sinne – Licht in das Vergessen. Der Journalist Piórkowski beschreibt ihr Wirken eindrücklich: „Sie attackieren die Erdmassen und Trümmer, als würden diese ein unbekanntes Geheimnis bergen, als wären sie die rettende Chance für alle zusammen und jeden einzelnen. Manche finden kleine Gegenstände, bei deren Anblick sie erbleichen: verrostete Brillenfassungen, einen Rasierapparat und Knochen, klein und weiß, wie aus langverflossenen Epochen.“⁶

Die großformatigen Fotografien des polnischen Fotografen Tadeusz Rolke, die den Artikel rahmen, zeigen die jungen Erwachsenen und Pastor Dohrmann bei eben dieser Arbeit: Wie sie ernst und gewissenhaft mit dem Spaten und ihren bloßen Händen Unkraut, Gestrüpp und Steine entfernen, die Fundamente des einstigen Krematoriums freilegen. Ihre Gesichter sind angespannt, ihre Blicke wirken nach innen gekehrt. Es hat den Anschein, als würden sie den Fotografen gar nicht bemerken. Piórkowski hatte die Wolfsburger Gruppe darum gebeten, ihre Arbeit in Auschwitz zu reflektieren und in Worte zu fassen. Fast alle kamen seiner Bitte nach. „Durch meine Arbeit im KZ Auschwitz will ich dokumentieren“, eröffnete beispielsweise der damals 16-jährige Schüler Jens Michael Berger seine Antwort, „daß ich die Schuldenlast, die uns die neuere deutsche Geschichte auferlegt, auf mich nehme und daß ich versuche, ihr durch Engagement zu begegnen.“⁷ Olde Dibbern wiederum brachte sein Erschüttern zum Ausdruck und betonte, „[f]ür mich verstärkt sich die Verpflichtung, an einem besseren Deutschland zu arbeiten. An einem Deutschland,

in dem die Ursache des Faschismus be-
seitigt wird. Es waren Aussagen wie die
beiden hier exemplarisch aufgeführten,
die Jerzy Piorkowski die titelgebende
„Hoffnung“ gaben und mithelfen, Ver-
trauen neu zu gewinnen. Wie bedeutsam
dafür die physische Auseinandersetzung
mit dem Ort des systematischen Tötens
war, zeigt die griffige Antwort, die der
Journalist auf die selbstformulierte Fra-
ge, was die jungen Deutschen denn nach
Auschwitz getrieben habe, zu geben wus-
ste. Sie seien hier, um etwas zu erfahren,
was weder Fotografie, Buch noch Film
vermitteln könnten: „Nichts ersetzt den
Augenblick, wenn durch die eigenen Fin-
ger die Erde von Auschwitz rieselt.“

- 1 27. Januar – Tag des Gedenkens für die
Opfer des Nationalsozialismus – Proklamation
des Bundespräsidenten, Bulletin 03-96 vom 12.
Januar 1996, online abrufbar unter https://www.
bundesregierung.de/breg-de/service/bulletin/27-
januar-tag-des-gedenkens-fuer-die-opfer-des-na-
tionalsozialismus-proklamation-des-bundespraes-
identen-805822 [24.1.2020].
2 Jerzy Piorkowski, „Hoffnung“, in: Mo-
natsschrift Polen, Nr. 161 (1968, H. 1), S. 14-18,
hier S. 15.
3 StadtA WOB, 47 19 25, Ordner 8, Rudolf
Dohrmann, Die Arche in Wolfsburg. Unveröffent-
lichte Dokumentation, verfasst in Bücken, am 25.
Mai 2008, S. 4f.
4 Hier und im Folgenden Piorkowski,
Hoffnung (wie Anm. 2), S. 15.
5 Ansgar Skriver, Aktion Sühnezeichen.
Brücken über Blut und Asche. Stuttgart 1962, S.
13.
6 Piorkowski, Hoffnung (wie Anm. 2), S.
15.
7 „Meine Arbeit in Auschwitz“, in: Mo-
natsschrift Polen, Nr. 161 (1968, H. 1), S. 17.
8 Ebd.
9 Piorkowski, Hoffnung (wie Anm. 2), S. 18.

MEINE ARBEIT IN AUSCHWITZ
UD0 GRAVE
ICH MUSS DIE
KONSEQUENZEN ZIEHEN
POLNISCHE
ÜBERRASCHUNGEN
VERPFLICHTUNG, FÜR DIE
ZUKUNFT ZU ARBEITEN
ERST HIER BEGRIFF ICH
HOFFNUNG
ALBERTSBERG ROCHETZ
WAS ES HEISST, DEUTSCHER
IN AUSCHWITZ ZU SEIN
WAS ICH IN
AUSCHWITZ SAH
WARUM ICH IN
AUSCHWITZ ARBEITETE



Monatsschrift Polen, Nr. 161 (1968, H. 1), S. 16-18

Sehr geehrte Damen und Herren,
Sie alle, die Sie hier sitzen, haben sich
wahrscheinlich einen großen Teil Ihres
Leben mit dem Zweiten Weltkrieg, dem
Holocaust und seinen Folgen ausein-
andergesetzt, haben sich oft an das Leid
und die Trauer erinnert. Aber wir Kinder,
Schülerinnen und Schüler, haben unse-
ren Erstkontakt mit diesem Thema meist
erst in der zehnten Klasse, wenn es auf
dem Lehrplan für das Fach Geschichte
steht, obwohl doch behauptet wird, wir
wären ständig damit konfrontiert. Dann
lernen wir, wie Hitler aufsteigen konnte
und welche Parteienmehrheitsverhält-
nisse es gab. Wir reden aber nie über den
wirklichen Verlauf des Krieges oder wie
aus normalen Menschen Mörder werden
konnten. Es wird meist auch nur kurz
angeschnitten, dass Wolfsburg eigentlich
eine Schöpfung des NS-Regimes ist und
dass es ohne die Nationalsozialisten die
Volkswagen AG heute nicht geben würde.
Es wird uns die Geschichte unserer eigen-
en Stadt verschwiegen, die in Wahrheit
auf dem Rücken von Zwangsarbeiterin-
nen und Zwangsarbeitern errichtet wur-
de. Und die wenigen Denkmale, die an
die Opfer unserer Stadtgeschichte erin-
nern sollen, kennt eigentlich kaum eine
Wolfsburgerin und kaum ein Wolfsburg
– und ich hätte sie ohne die AG „Schule
ohne Rassismus“ auch nie kennengelernt.
Doch sollte die Schule nicht versuchen,
uns Dinge nahezubringen, zu denen wir
eine Verbindung herstellen können?

Auch die Geschichte der Konzentrati-
onslager wird nur in der Stunde vor dem
Tagestrip nach Bergen-Belsen themati-
siert; wenn man dann aber tatsächlich
auf den Wegen des ehemaligen Konzen-
trationslagers steht, über sie wandelt und
die symbolischen Gräber erblickt und
versucht sich vorzustellen, welche men-
schenunwürdigen Zustände und welches
Elend einst herrschten, gerät man schnell
an die Grenzen der menschlichen Vor-
stellungskraft. Denn niemand, der nicht

„Nicht Vergessen“
VON LARISSA KÖNIG
die Schrecken selbst erlebt hat, kann je
nachvollziehen und nachempfinden,
welches Leid Menschen dort und an anderen
Orten ertragen mussten und noch heute
müssen.
Dennoch sollte versucht werden, uns
Jugendlichen dieses emotionale und
sensible Thema auf empathische Weise
zu vermitteln, denn obwohl Zahlen und
Fakten wichtig sind und dazu gehören,
darf nicht vergessen werden, dass hinter
jeder Ziffer ein Menschenleben stand.
Durch die Konfrontation mit dem Ho-
locaust reifen Kinder heutzutage, denn
sie gewinnen nicht nur Erkenntnis; nein,
auch ihre Zwischenmenschlichkeit und
ihr Herz wird angesprochen und berührt.
Doch sollten wir alles nur noch objek-
tiv betrachten und die Schmerzen der
Menschen ausklammern, geben wir den
Populisten Raum, diese Leere zu emo-
tionalisieren, zu moralisieren und zu
polarisieren. Diese wenden ihren Blick
und ihren Verstand von den Fehlern der
Vergangenheit ab und setzen ihre Inter-
essen durch, indem sie Feindbilder und
Ängste in die Köpfe verpflanzen. Aber
das geschieht nur, wenn wir aufhören,
Mitgefühl zu empfinden und Ängste
wahrzunehmen. Lügen werden geglaubt,
wiederholt und am Ende auf Marschen
skandiert. Und mit der Zeit werden leider
auch die letzten Zeitzeugen sterben und
keine Chance mehr haben, ihr Überleben
zu betonen.
In Zeiten, in denen man, sobald man
den Fernseher oder das Radio anstellt,
über Angriffe auf Glaubenseinrichtungen
sieht und hört, wo Menschen erschossen
und verletzt werden, in denen Politiker
tagtäglich Drohbriefe erhalten und sogar
ermordet werden, frage ich mich ernst-
haft, wie es sein kann, dass das Interesse
unter den Jugendlichen nur so gering sein
kann. In unserer AG, die sich genau mit
diesen Themen beschäftigt, sind allein
drei Schülerinnen und Schüler, obwohl
unsere Schule doch über 1.000 hat. Es
macht mich jedes Mal traurig, wenn ich
das Desinteresse sehe, mit dem diesem
Thema begegnet wird. Sollten wir alle
nicht frustriert sein im Angesicht dieser



KZ Auschwitz, Bundesarchiv, B 285 Bild-04413 / Stanislaw Mucha / CC-BY-SA 3.0

Teilnahmslosigkeit? Wo ist die Zivilcou-
rage geblieben?
An unserer Wand in der Schule hängt
ein Schild mit der Aufschrift „Schule
ohne Rassismus/Schule mit Courage“,
aber auf diese Worte folgten keine Taten.
Wir brüsten uns mit dieser Auszeichnung,
ohne zu beweisen, dass wir sie verdienen.
Niemand verändert sein Verhalten oder
Handeln, obwohl es an der vorherigen
Generation und an meiner liegt, die Er-
innerung nicht verblasen zu lassen und
all denen ins Gedächtnis zu rufen, die mit
plakativen Parolen immer noch Wähler-
stimmen gewinnen. Wir sind dafür ver-
antwortlich, dass nicht vergessen wird. Es
liegt in unserer Hand, Erinnerung zu be-
wahren und überdauern zu lassen. Sollten
wir dies tun, könnten wir es schaffen, den
Populisten ihre Zuhörerinnen und Zu-
hörer zu nehmen. Wir dürfen sie nicht
mit ihren Allmachtsfantasien gewähren
lassen und tatenlos dabei zusehen, wie
Lügen, Fake News und Unwahrheiten
verbreitet werden und sich der Raum des
mit einem Mal wieder Sagbaren Stück für
Stück ausbreitet. Es sollte in der persön-
lichen Pflicht jedes Einzelnen liegen, seine
Stimme gegen diejenigen zu erheben, die
Leid und Elend verleugnen, die Erinne-
rungskultur als „Schande“ bezeichnen
und ein Wiederaufflammen des rechten
Gedankenguts unterstützen. Und des-
halb ist es so wichtig, Zeichen zu setzen.
Jeder von uns – täglich. Wir dürfen die
Gleichgültigkeit in unserem Alltag nicht
die Oberhand gewinnen lassen. Aber am
Ende sind Worte nicht wichtig, sondern
die Taten, mit denen wir uns gegen den
Alltagsrassismus und die Stammtischpa-
rolen beweisen.

Larissa König ist Schülerin des Phoenix
Gymnasiums Wolfsburg. Der vorliegende
Text ist ihre Rede, die sie im Rahmen der
Holocaust-Gedenkveranstaltung im Hal-
lenbad Wolfsburg am 21. Januar 2020 ge-
halten hat.

STADT WOLFSBURG

- 2 -

An den
Vorsitzenden des Rates
der Stadt Halberstadt
Herrn Bürgermeister
Siegfried Stock

DDR - 3600 Halberstadt

Wolfsburg, 5. Dezember 1988

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,

die Stadt Wolfsburg bemüht sich seit längerer Zeit um eine städtepartnerschaftliche Verbindung mit einer Stadt in der DDR.

Viele Bürger hatten hierbei den Wunsch, Halberstadt als Partnerstadt zu gewinnen, da der Wolfsburger Raum gerade mit Ihrer Stadt seit Jahrhunderten geschichtlich verbunden ist.

Hierzu hat es sowohl persönliche als auch schriftliche Kontakte zur ständigen Vertretung der DDR in Bonn und zuletzt einen Brief der Stadt Wolfsburg an den Staatsratsvorsitzenden Herrn Erich Honecker gegeben.

Am 20.11.1988 führte der Leiter der ständigen Vertretung der DDR in Bonn, Herr Neubauer, anlässlich eines Besuchs der Volkswagen AG u.a. ein sehr interessantes Gespräch mit Oberbürgermeister Schlimme, in dem er mitteilte, daß eine partnerschaftliche Verbindung beider Städte auch seitens der DDR begrüßt werde.

Herr Neubauer empfahl uns deshalb, zum Rat der Stadt Halberstadt Kontakte aufzunehmen, um notwendige Vorbereitungs- und Abstimmungsmaßnahmen zu koordinieren.

...

115 Dez 1988

21. Dez. 1988
9/10/14

Wir wenden uns deshalb heute an Sie, sehr geehrter Herr Stock, um Sie aus unserer Sicht hierüber in Kenntnis zu setzen und Ihnen zu versichern, daß wir alles unternehmen werden, unsere Bemühungen im Sinne einer kommunalen Partnerschaft zu einem positiven Ergebnis zu bringen. Wir können uns unter anderem im Bereich des Sportes und der Kultur durchaus wechselseitige Aktivitäten vorstellen. Die Volkswagen AG wird sich voraussichtlich auch engagieren wollen.

Wir sind daher gern bereit, nach Halberstadt zu kommen, um einen persönlichen Kontakt aufzunehmen, würden es aber auch begrüßen, Sie mit einer Delegation in Wolfsburg willkommen heißen zu können.

Für eine entsprechende Information wären wir Ihnen sehr dankbar und verbleiben

mit freundlichen Grüßen

Werner Schlimme
Oberbürgermeister

Prof. Dr. Lamberg
Oberstadtdirektor

Erstes Schreiben der Stadt Wolfsburg an die Stadt Halberstadt vom 5. Dezember 1988. Quelle: Stadt Halberstadt

AdM 11/2019

Der Beginn der Kontaktabahnung zur Städtepartnerschaft zwischen Wolfsburg und Halberstadt

VON ANTJE J. GORNIG

Wie kam es dazu, dass vor dreißig Jahren ein Vertrag über eine Partnerschaft zwischen Wolfsburg in der Bundesrepublik Deutschland und Halberstadt in der Deutschen Demokratischen Republik unterzeichnet wurde, obgleich doch die SED in solchen Städtepartnerschaften ein nicht kalkulierbares „Sicherheitsrisiko“ erkannte, man „subversive Angriffe“ und eine bundesdeutsche „Zersetzungstätigkeit“ vermutete? Schon im Jahr 1988, und damit zwei Jahre, nachdem eine erste solche deutsch-deutsche Städtepartnerschaft zwischen Eisenhüttenstadt und Saarlouis beschlossen worden war, nahm Oberbürgermeister Werner Schlimme der Stadt Wolfsburg Kontakt zur ständigen Vertretung der DDR in Bonn und zur DDR-Regierung mit dem Anliegen auf, zu einem Ort in der DDR städtepartnerschaftliche Bande knüpfen zu dürfen. Halberstadt war der ausdrückliche Wunsch der Stadt Wolfsburg, wobei es hauptsächlich darum ging, menschliche Kontakte jenseits der politisch „unmenschlichen“ Systemrealität zu etablieren.

Seit Mai 1987 waren Wolfsburgerinnen und Wolfsburger aus dem kirchlichen und kommunalen Verwaltungsbereich aber auch Privatleute, so beispielsweise aus dem Umfeld des sogenannten „Halberstädter Kreises“ um Ilse Behrens und Alfred Keil, in dieser Richtung mit zahlreichen Schreiben an die DDR-Regierung – unter anderem an den Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker – aktiv geworden. Persönliche Gespräche etwa zwischen Schlimme und dem DDR-Botschafter Ewald Moldt, die den

brieflichen Anfragen vorausgegangen waren, blieben noch ohne Ergebnis, da die DDR-Regierung Vorbehalte gegen weitere Städtepartnerschaften hegte. Aufgrund der beschränkten Reise- und Kontaktmöglichkeiten der DDR-Bürger, aber auch aufgrund des oben benannten Misstrauens, waren internationale Partnerschaften in der Praxis generell schwierig mit Leben zu füllen.

Von ganz anderen, nämlich positiven Zeichen aus der DDR für die gewünschte Partnerschaft berichtet hingegen das erste offizielle Schreiben der Stadt Wolfsburg an den Halberstädter Bürgermeister Siegfried Stock – unserer Archivalie des Monats November –, das gemeinsam von Oberbürgermeister Schlimme und Oberstadtdirektor Prof. Dr. Peter Lamberg verfasst wurde und auf den 5. Dezember 1988 datiert. Das Wolfsburger Anliegen hatte zwischenzeitlich längst weitere Unterstützer gefunden, hatte doch auch die Leitungsebene des Volkswagenwerks den DDR-Behörden das Begehren um eine kommunale Partnerschaft angetragen. Gleichwohl hierbei das thüringische Eisenach im Bezirk Erfurt mit seiner Automobilbautradition im Fokus stand, scheint die Fürsprache eines nicht unbedeutenden westdeutschen Wirtschaftsunternehmens erst die entsprechende Wirkung erzielt zu haben. Denn im Schreiben der Stadt wird berichtet, dass Horst Neubauer, der Botschafter der DDR in Bonn, der sein Amt gerade erst angetreten hatte, während seines Besuchs des Volkswagenwerks wie auch des Automuseums Wolfsburg am 28. No-

vember 1988 im persönlichen Gespräch gegenüber Schlimme mitgeteilt habe, „dass eine partnerschaftliche Verbindung beider Städte [Wolfsburg und Halberstadt] auch seitens der DDR begrüßt werde“. Botschafter Neubauer riet den Wolfsburgern sogar dazu, wie aus dem Wolfsburger Schreiben hervorgeht, direkt mit dem Rat der Stadt Halberstadt in Kontakt zu treten, „um notwendige Vorbereitungs- und Abstimmungsmaßnahmen zu koordinieren“.

Gerade da „der Wolfsburger Raum [...] mit Ihrer Stadt seit Jahrhunderten geschichtlich verbunden ist“, heißt es in dem Schreiben weiter, sei es der Wunsch der Stadt Wolfsburg, bevorzugt mit Halberstadt eine Partnerschaft einzugehen. Zwar war die Kommune selbst gerade erst fünfzig Jahre jung, Halberstadt dagegen feierte sein tausendjähriges Jubiläum, doch tatsächlich reichen die historischen Verbindungen der Ortschaften um Schloss Wolfsburg und Schloss Fallersleben zum lediglich knapp achtzig Kilometer entfernten „Tor zum Harz“ über Bistum und Domstift Halberstadt sowie das braunschweigische Herzogtum mehrere Jahrhunderte zurück. Die Wolfsburger schlugen den Halberstädtern „unter anderem im Bereich des Sportes und der Kultur [...] wechselseitige Aktivitäten“ vor und führten zugleich an, dass sich „voraussichtlich“ auch die Volkswagen AG „engagieren“ werde. Das Schreiben schließt mit dem Angebot einer persönlichen Kontaktaufnahme durch gegenseitigen Besuch und einer damit verbundenen Einladung, den Bürgermeister Halber-

stadts „mit einer Delegation in Wolfsburg willkommen heißen zu können“.

Die schriftliche Kontaktabahnung der Wolfsburger Schlimme und Lamberg erreichte ihr Ziel über Zwischenstationen erst im Januar 1989 und damit nicht nur mehr als einen Monat später, sondern sogar erst im nächsten Jahr. Zurückzuführen ist dies auf die komplexen und langwierigen Zuständigkeiten in der DDR, die es einzuhalten galt, wenn eine Beziehung mit einer „nichtsozialistischen“ Stadt aufgebaut werden sollte. Augenfällig wird dies durch die verschiedenen datierten Eingangstempel aber auch durch das ebenfalls überlieferte Begleitschreiben vom 27. Dezember 1989 des Rats des Bezirks Magdeburg, zu dem Halberstadt gehörte: Ging der Wolfsburger Brief zunächst im Bezirk Magdeburg ein, so musste er sodann erst noch den Schreibtisch des Sekretärs des Rats des Kreises passieren, ehe er beim Halberstädter Bürgermeister ankommen konnte.

Dessen Stellvertreter Frank Heydick – Bürgermeister Siegfried Stock war erkrankt – verfasste ein Antwortschreiben am 16. Januar 1989 an den westdeutschen Amtskollegen und teilte diesem mit, „der Rat der Stadt [...] begrüßt den Abschluß einer Vereinbarung [...] auf der Grundlage des Dialogs der Vernunft und des Realismus“. Zugleich wurde der Vorschlag formuliert, mit „einer Abordnung der Stadtverordnetenversammlung Halberstadts (4 bis 5 Personen) in der Woche vom 15. bis 20. Mai 1989 für 2 bis 3 Tage“ Wolfsburg zu besuchen. Auch dieses Schreiben benötigte aufgrund

der notwendigen Umwege über die Behörden in Magdeburg, Berlin (Ost) und Bonn weit über acht Wochen bis es in Wolfsburg ankam.

Erstaunlicherweise fanden erste persönliche Gespräche über die geplante Partnerschaft tatsächlich schon beim Besuch der Halberstädter Stadtverordneten in Wolfsburg im Mai 1989 statt. Der Gegenbesuch der Wolfsburger in Halberstadt erfolgte bereits zwei Monate später im Juli 1989 – ein weiteres untrügliches Anzeichen für die Bedeutung, die die Stadt der Partnerschaft zumaß – und wurde durch die Feierlichkeiten zur Tausendjahrfeier der alten Bischofsstadt gekrönt. Noch vor dem Fall der Mauer konnte dann am 24. Oktober 1989 der Städtepartnerschaftsvertrag in Halberstadt unterzeichnet werden. Darin wurde der Grundgedanke dieser Partnerschaft formuliert, die getragen werden sollte „von dem Wunsch der Bürger beider Städte, einen aktiven Beitrag zur Friedenssicherung und zur Gestaltung normaler gutnachbarlicher Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik zu leisten“. Kurz darauf, in der schwierigen Übergangssituation der Nachwendzeit, wurde diese Beziehung in ganz anderer Richtung wirksam. Von Wolfsburger Seite wurde sofort unbürokratisch Unterstützung in vielfältiger Form geleistet, unter anderem bei der Neuausrichtung und dem Aufbau der kommunalen Behörden mit ‚Knowhow‘ und erfahrener Personal. Auch die Wolfsburger Fürsprache zur Aufnahme Halberstadts als einer von fünf Modellstädten sollte zur Rettung der bröselnden Fachwerkssubstanz der dortigen Altstadt beitragen, in die hohe Geldbeträge zur Sanierung und Rekonstruktion fließen sollten.

Mittlerweile dauert diese Städtepartnerschaft schon drei Dekaden an. Auch wenn eher die Honoratioren bei den schon mehrfach stattgefundenen Jubiläumsfeierlichkeiten in den Vordergrund rücken, so sind es doch vorrangig die Bürgerinnen und Bürger beider Städte, die diese Partnerschaft kontinuierlich mit Leben füllen. Das ist meist verbunden mit ehrenamtlicher Arbeit in Sport, Kirche, Kultur und gesellschaftlichem Engagement. Über das Vereinsleben hinaus wirksam geworden sind dabei beispielsweise der von Wolfsburgern angeregte Halberstädter *Rotary-Club* Anfang der 1990er Jahre, der zur Belebung des bürgerschaftlichen Engagements beitragen sollte, die Gründung des Fördervereins am Halberstädter *Literaturmuseum Gleimhaus* sowie die Verbindung zwischen dem *fotoclub wolfsburg e.V.* und dem *Halberstädter FotoKlub e.V.*, die bereits im Herbst 1989 begann. Dabei entstanden persönliche Beziehungen, die zu gegenseitigem Verständnis, Vertrauen und bis heute anhaltenden Freundschaften führten. Die reichhaltigen zwischenmenschlichen Begegnungen ohne Vorbehalte und mit Neugier wurden in der am 9. November 2019 im Städtischen Museum Halberstadt gestarteten gemeinsamen Ausstellung und den Begleitveranstaltungen bis zum 19. Januar 2020 in den Fokus gerückt.

Dr. Antje J. Gornig ist seit Januar 2019 Direktorin der Städtischen Museen und des Stadtarchivs in Halberstadt. Die gebürtige Erfurterin zog nach dem Abitur 1996 zum Geschichtsstudium nach Leipzig und arbeitete unter anderem als Wissenschaftlerin an den Universitäten Leipzig, Halle-Wittenberg und Potsdam. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchen- und Landesgeschichte.



Die Rolling Stones in Aktion, Wolfsburg, den 25. August 1995, Fotograf: Ali Altschaffel

AdM 12/2019

Der Auftritt der Rolling Stones in Wolfsburg

VON WERNER STRAUß

Ein denkwürdiges Konzert gaben die Titanen der Rock-Musik, *The Rolling Stones*, zum Abschluss ihrer „Voodoo-Lounge-Tour“ am 25. August 1995 in Wolfsburg. Diese Tour führte die Band in den Jahren 1994/95 für insgesamt 128 Konzerte nach Nord- und Südamerika, Japan, Australien, Neuseeland und Europa. Sie war bis zu diesem Zeitpunkt die erfolgreichste Tournee der Musikgeschichte. Für die Aufnahme des gleichnamigen Studio-Albums fanden sich die Briten zwischen Juli und Dezember 1993 in Irland zusammen. In den USA sollten sie dafür 1995 mit dem Grammy für das beste Rock-Album ausgezeichnet werden. Für ihre Europa-Tour gingen die *Rolling Stones* mit der *Volkswagen AG* eine Partnerschaft ein. Diese Marketing-Maßnahme des Konzerns war faktisch eine Fortsetzung des Rock-Musik-Sponsoring, das bereits 1992 mit *Genesis* erfolgreich begonnen hatte und 1994 mit *Pink Floyd* fortgesetzt worden war. Den Worten des Leiters der VW-Presseabteilung, Otto F. Wachs, zufolge sah der Automobil-Konzern sein Musik-Engagement als neue „interaktive Methode der Kommunikation mit den Kunden“.

Im Vorfeld der Europa-Tournee der *Rolling Stones* war noch unklar, ob die Rockband auch ein Konzert am Stammsitz des Volkswagen-Konzerns in Wolfsburg geben würde. Es blieb eine ganze Zeit lang ein gutgehütetes Geheimnis, bis schließlich am 23. Mai 1995 die VW-Presseabteilung an die Öffentlichkeit trat und verkündete: „Die ‚Rolling Stones‘ spielen in Wolfsburg auf! Der Weltkonzern bietet die Bühne; das ist die Sahnehaube für Wolfsburg.“ Für den VW-Vorstandsvorsitzenden Ferdinand Piëch war dieser Auftritt „ein musikalisches Ereignis der Spitzenklasse und Tournee-Highlight“. Unmittelbar nach Veröffentlichung dieses Events in den Medien setzte die Nachfrage nach Eintrittskarten ein. Anfangs rechneten die VW-Verantwortlichen mit etwa 60.000 Besucherinnen und Besuchern. Ab dem 3. Juni 1995 rollten dann insgesamt 56 Sattelschlepper ihre 170

Tonnen Last durch 26 europäische Städte. Vom 20. Juni bis zum 25. August tourte die „großartigste Rock’n’Roll-Band der Welt“ (so eine Eigenbezeichnung der *Rolling Stones*) durch die Bundesrepublik.

Die 1962 gegründeten *Rolling Stones* standen an der Spitze jener britischer Musikbands, die in den 1960er Jahren auch in den USA populär wurden. Sie standen exemplarisch für die jugendliche und rebellische Gegenkultur der damaligen Zeit. Die Band stützte sich bei ihren Kompositionen auf Elemente des Blues und des frühen Rock’n’Roll. Spielten die Musiker in der Anfangszeit noch vorwiegend Coverversionen, hatten sie dann weitaus mehr Erfolg mit eigenen Stücken. Songs wie „Satisfaction“ und „Paint it Black“ wurden internationale Hits. Auch in den 1990er Jahren blieben die *Rolling Stones* eine erlebnisreiche Attraktion bei ihren Live-Auftritten. Der Musikwissenschaftler Robert Palmer erklärt den langanhaltenden Erfolg der Band mit ihrer Verwurzelung in der traditionellen Rhythmus-, Blues- und Soul-Musik, während in der Zwischenzeit kurzlebige Pop-Moden gekommen und gegangen sind. Die *Rolling Stones* wurden 1989 in die *Rock and Roll Hall of Fame* und 2004 in die *UK Music Hall of Fame* aufgenommen.

Doch zurück nach Wolfsburg. Anfang Juli 1995 wurde bekannt gegeben, wo der Auftritt der *Rolling Stones* in Wolfsburg stattfinden sollte, nämlich auf dem Parkplatz Ost des Volkswagenwerkes. Schon zu diesem Zeitpunkt, als bereits mit 70.000 Besuchern gerechnet wurde, war das Konzert fast ausverkauft. Dank der Zustimmung durch die Stadtverwaltung erhielten die *Rolling Stones* die Möglichkeit, erst nach 22.00 Uhr aufzutreten. Während an anderen Tournee-Orten oftmals eine ausgereifte Bühnentechnik genutzt werden konnte, war in Wolfsburg an allen Rahmenbedingungen zu tüfteln und zu feilen. Was in Hannover, Düsseldorf und Berlin Routine ist, musste in der Volkswagenstadt von Grund auf erarbeitet werden. Nach Einschätzung von

Oberstadtdirektor Rolf Schnellecke war das *Stones*-Konzert „eine große Gelegenheit für die Stadt, auf sich aufmerksam zu machen“. Umfangreiche Verkehrslenkungsmaßnahmen mussten zwischen der *Volkswagen AG*, Stadtverwaltung und Polizei beraten und veranlasst werden. Beim größten Konzert der *Rolling Stones* während ihrer Deutschland-Tournee wurden letztendlich 90.000 Eintrittskarten abgesetzt. Anfang August 1995 galt das Wolfsburg-Konzert als ausgebucht. Der Veranstalter der *Stones*-Tour, Dr. Dirk Albrecht, sprach von gigantischen Konturen des Konzertes in Wolfsburg. In der Besetzung Mick Jagger, Keith Richards, Charlie Watts, Ron Wood und Darryl Jones traten die *Rolling Stones* dann am 25. August 1995 vor ihr Wolfsburger Publikum. Eine Aufnahme des Wolfsburger Fotografen Ali Altschaffel dient als Archivalie des Monats Dezember – um damals als Pressefotograf seiner Arbeit nachgehen zu können, musste er sich durch einen Wust an Formalien arbeiten. In einer Konzertkritik der *Wolfsburger Nachrichten* vom 28. August 1995 hieß es: „Bös und unbändig, frech und provokant indes sind Mick, Keith und Charlie wirklich nicht mehr. Und ihre Fans stürmen auch nicht mehr kreischend die Bühne. Mick kann es sich leisten, ins Publikum zu laufen, ohne eine einzige Haarlocke zu verlieren. Die 20-jährigen unterlassen es heute, ihn zu packen. Die 30-, 40- und 50-jährigen tun es nicht mehr. Sie sind etabliert wie die ‚Rolling Stones‘, zu deren Konzerten nun auch hochrangige Politiker, Industrielle und Kulturschaffende kommen.“ Man geht eben zu den *Stones* und will dabei gewesen sein. Der Auftritt der *Rolling Stones* markierte ein gesellschaftliches Ereignis für die Stadt, das Volkswagenwerk und das Land Niedersachsen. Der Rock’n’Roll war salonfähig geworden, hatte die Wandlung vom pubertären Jugendkult zur anerkannten Kulturform vollzogen. Die *Rolling Stones* verkörpern das Lebensgefühl einer ganzen Epoche.

Tag der Archive, 6. März 2020

Vom Flugblatt zum Tweet. Wolfsburger Protestkultur



Antimilitärischer Protest in Wolfsburg 1968, Foto: Robert Lebeck (Archiv Robert Lebeck)



Fridays for Future-Plakat vor dem Wolfsburger Hauptbahnhof 2019, Foto: C.Suthorn / cc-by-sa-4.0 / commons.wikimedia.org

Das IZS veranstaltet anlässlich des Tags der Archive, der sich in diesem Jahr dem Thema „Kommunikation. Von der Depeche bis zum Tweet“ widmet, am Freitag, den 6. März 2020, von 16 bis 19 Uhr im Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation, Goethestr. 10a, 38440 Wolfsburg eine Podiumsdiskussion zum Thema Protestkulturen in der Geschichte der Stadt: widmet. „Vom Flugblatt zum Tweet. Wolfsburger Protestkultur“. Eingeladen sind sowohl ehemalige Aktivistinnen und Aktivisten der 68er als auch Jugendliche, die sich aktuell bei *Fridays for Future Wolfsburg* engagieren. Es ist angedacht, über die unterschiedlichen Kommunikationsstrukturen und -kanäle in einen lebhaften Austausch zu treten.

Neben der Podiumsdiskussion erfolgt eine Projektpräsentation durch Studierende der *TU Braunschweig*: „Es war nicht anders als bei den Studenten auch.“ Die politisierte Jugend der späten 1960er Jahre in Wolfsburg im Interview. Darüber hinaus werden Archivführungen angeboten.

Die nächste Ausgabe von DAS ARCHIV erscheint im Mai 2020.

DAS ARCHIV

HERAUSGEBER
Institut für Zeitgeschichte und
Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

INSTITUTSLEITUNG
Anita Placenti-Grau

REDAKTION
Alexander Kraus
Aleksandar Nedelkovski
Anita Placenti-Grau

BILDREDAKTION
Katja Steiner

ANSCHRIFT
Stadt Wolfsburg,
Institut für Zeitgeschichte und
Stadtpräsentation, Goethestr. 10 a,
38440 Wolfsburg, Tel. (05361) 27 57 30,
Fax. 27 57 57, E-Mail:
izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de
www.wolfsburg.de/izs

Disclaimer: Trotz sorgfältiger
Bemühungen konnten nicht alle Inhaber
der Bildrechte ermittelt werden. Wir
bitten darum dem IZS bestehende
Ansprüche ggf. mitzuteilen.

AUFLAGE: 500
ISSN 2367-4431